Pogam. 1946 - (1 Pasqué

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl — kr.
Für einen Monat. . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Drei Gesellen.

Erster Band.

Drei Gesellen.

Eine heitere und ernste Erzählung

von

Ernst Pasqué.

Erster Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1869.

Inhaltsverzeichniß.

Vorcapitel. — Ein Nacht- und Nebelbild.

Es war ein dunkler, naßkalter Herbstabend. Der Himmel, der den ganzen Tag schwer über Stadt und Land gelegen, hat seinen Nebelmantel immer tiefer herniedergesenkt, und röthlich-trübe brennen die hin- und herschwankenden Straßenlaternen, die Oellampen und Talgkerzen in den wenigen noch offenen Läden.

In einer Straße und vor der Thür eines großen Hauses, das unten vollständig dunkel, nur in seinem oberen Stockwerk einige erleuchtete Fenster zeigt, steht ein Mann in einen Mantel gehüllt. Er scheint zu horchen, sich wohl überzeugen zu wollen, ob Niemand seinen Eintritt in das Haus bemerke, denn nun späht sein Auge auch scharf nach allen Richtungen umher.

Doch in dem Hause ist es stille und die Straße menschenleer. Dunkel sind die meisten der Fenster, und die nächtlichen Schatten, die ringsum herrschen, werden noch vermehrt durch einen riesigen Steincoloß, eine Thurmruine, die hinter den Häusern der andern Seite der Straße schwarz in den Nachthimmel hineinragt und gekrönt ist mit einem seltsamen Ausbau, gleich einem erhobenen, weit ausgestreckten Arm. Andere gewaltige und dunkle Baumassen thürmen sich zur Seite auf, wohl die Kirche, welcher der Thurm angehört.

Einen Augenblick noch horcht der Mann, dann öffnet er die Thür des Hauses und tritt ein.

Ein schwarzdunkler Raum umgiebt ihn, doch scheint der Eingetretene ihn genau zu kennen, denn mit sicherem Schritt, wenn auch vorsichtig, geht er weiter. Bald biegt er in einen langen Gang ein und öffnet endlich mit einem Schlüssel, den er aus seiner Tasche zieht, leise und unhörbar eine Thür.

Ein Zimmer nimmt ihn auf, das ebenfalls vollständig dunkel ist.

Auch hier muß er wohl bekannt sein, denn auf eine bestimmte Stelle schreitet er ohne Auf-

enthalt zu. An einem Möbel tasten seine Hände herum; ein Schloß knarrt leise und aus einem Behälter, den er geöffnet, langt er mehrere Gegenstände hervor.

Eine Weile hantirt der Mann im Dunkeln, dann blitzt ein leichter bläulicher Schein auf, den er sogleich mit seinem Mantel umhüllt und für etwaige andere Augen als die seinigen unsichtbar macht. Heller wird der Schein, dann verschwindet er wieder. Er hat ein kleines Laternchen angezündet, das mit Blenden versehen, die, einmal geschlossen, keinen Lichtstrahl mehr durchlassen.

Doch in etwas heller wird es dennoch nach einer oder der andern Richtung hin, wie eben der Mann die Laterne hält und handhabt. In einem großen Raume befindet er sich; Schreibpulte sind zu schauen, große, schwere Bücher, Gegenstände, wie man sie in einem Comptoir findet.

Auf eine zweite Thür schreitet nun der Mann zu; sie ist mit Eisen beschlagen. Sein Thun wird rascher, hastiger.

Mit demselben Schlüssel, mit dem er den Eingang des Comptoirs aufgeschlossen, der dem-

nach ein Hauptschlüssel sein muß, öffnet er nun langsam und vorsichtig auch diese Thür und in ein kleineres Gelaß tritt er ein, in dem ebenfalls ein Pult und dort am Boden — eine große, schwere, eiserne Kiste zu sehen ist.

Zwei Fenster hat das Zimmer, doch sind sie von innen theilweise mit dunklen, wohl grünen Drahtschirmen verstellt.

Ihnen wendet der Mann den Rücken zu und nähert sich vorsichtig dem Pulte. Er schließt es auf, sucht, und zieht endlich einen schweren Schlüssel hervor. — Hörbar ist sein Athmen, keuchend, doch fast freudig klingt es.

Jetzt tritt er auf die eiserne Kiste zu.

Zwei Schlösser schließt er mit verschiedenen Schlüsseln nacheinander auf, dann hebt er langsam, langsam, damit nicht das mindeste Geräusch hörbar werde, den schweren Deckel.

Er greift in die Kiste mit sicherer Hand, und eine Cassette von seltsamer Form holt er heraus, die ein keuchender Freudenlaut zu begrüßen scheint.

Jetzt schließt er den Deckel, die beiden Schlösser wieder, den einen der Schlüssel birgt er in dem Pult, das er ebenfalls schließt. Nun faßt er das Kästchen, um es mit seinem Mantel zu bedecken und dann das Zimmer zu verlassen.

Seine Aufregung muß eine furchtbare sein; seine Hände zittern wohl, indem sie die gewiß inhaltschwere Cassette und die kleine Laterne halten, deren Licht er auszulöschen sucht; denn plötzlich — die Blende hat sich geöffnet — blitzt ein heller Lichtstrahl auf, der ihn, das Kästchen, Alles um ihn her beleuchtet.

Einen grimmen Fluch stößt keuchend der Mann aus, doch im folgenden Augenblick ist das Licht erloschen und es ist wieder tiefe, dunkle Nacht um ihn her.

An das Pult muß sich der Entsetzte lehnen, um vor Schreck und Erregung nicht umzusinken. Er wähnt sein nächtliches Thun verrathen, denn die beiden Fenster gehen in einen Hof und ihnen gegenüber wohnen Leute.

Athemlos horcht er. Doch nichts regt sich in dem Hofe, nichts in dem großen Hause.

Da hebt der Mann mit neuer Energie den Kopf. Die Laterne schiebt er in eine Tasche seines Kleides, mit dem Mantel umhüllt er das Kästchen und festen Schrittes verläßt er das Zimmer.

Die schwere, eisenbeschlagene Thür schließt er, ebenso die Thür des Comptoirs, und nun

steht er wieder in dem Gange, der nach dem großen Flur des Hauses führt.

Schon will er weiterschreiten, da hält er plötzlich zusammenfahrend inne.

In dem Raume vor ihm werden Schritte, Stimmen hörbar.

Entsetzen erfaßt den Mann auf seinem dunklen Wege; seine Haare sträuben sich empor und in die Ecke des Ganges versucht er sich zu drücken, denn im nächsten Augenblicke glaubt er sich verloren.

In scharfer Biegung mündet der Gang in den Flur. Von dort dringt nun ein scharfer Lichtschimmer herein, welcher in begrenzten Linien den Anfang des Ganges hell beleuchtet; zugleich ertönt eine Stimme wie die des urtheilsprechenden Richters an das Ohr des zu Tod Entsetzten, denn es ist die des Herrn des Hauses.

— Wir können die fraglichen Posten auch jetzt noch durchsehen; ich habe den Comptoirschlüssel bei mir.

Einen Augenblick zögert der Andere mit der Antwort — für den Horchenden im Gange eine Ewigkeit von Höllenqualen — dann ertönt es:

— Es wird nicht nöthig sein; morgen ist auch noch Zeit dazu.

Der Mann in der Ecke athmet auf.

Die Gefahr ist vorüber, denn die Stimmen verstummen und die Sprechenden entfernen sich. Der Eine verläßt das Haus und der Andere steigt mit dem Lichte wieder langsam die Treppe hinan.

Seine Schritte verhallen, der letzte Lichtschimmer verschwindet, und wieder ist es stille und ruhig in dem unteren Theile des Hauses.

Jetzt schreitet der Mann mit dem Kästchen unter dem Arme weiter; den dunklen Flur hat er endlich erreicht — über sich hört er Leute gehen und reden, doch er beachtet sie nicht mehr.

Nun öffnet er die Hausthür und im nächsten Augenblick ist er auf der Straße.

Einen unterdrückten, langgezogenen Laut, freudig und doch auch wieder entsetzlich, wie der heisere Schrei eines wilden Thieres klingend, läßt er hören, dann eilt er weiter und ist bald in der Nacht der Gassen verschwunden. —

— — — — — — — — — — — — —

Etwa eine Stunde später schritt ein Mann in einem weiten Mantel durch das Thor der Stadt. Hastig war sein Gang, doch sein Kopf wie in tiefem Sinnen gesenkt.

Zwischen gewaltigen Maueröffnungen und Wällen, durch lange, enge Thorgänge, über Brücken wand sich der Weg durch die Befestigungen der Stadt; ihm folgte der Mann und erreichte endlich das Freie, die mit hohen Pappeln besetzte Landstraße, auf welcher er nun weiterschritt.

Hinter ihm verschwanden bald die schwarzen Umrisse der Stadt mit ihren Thürmen und Thorvesten, und volle Nacht umgab den Wanderer.

Eine geraume Weile mochte er schweigend dahingeschritten sein, da trat aus dem Dunkel der Straße eine Gestalt auf ihn zu, den Hut tief in die Stirn gedrückt.

Beide Männer grüßten sich durch einen Händedruck. Dann sprach der Erste:

— Ist Alles in Ordnung?

— Alles, entgegnete der Andere. Komm!

Und Beide schritten schweigend weiter.

Nach etwa einer halben Stunde zeigte sich ihnen ein matter Lichtschimmer und kündete an, daß sie sich einem Gehöft oder einem Dorfe näherten.

Zu gleicher Zeit tauchten zur Seite der

Straße aus dem Dunkel die Umrisse eines großen Kreuzes auf. Auf dieses schritt der zweite der Männer zu, den andern gleichsam führend.

Eine Steinbank befand sich unter dem Kreuze; auf diese setzten sich Beide.

Nach einer Weile hub der Eine an:

— Du bleibst also bei Deinem Entschluß? — Noch wäre es Zeit umzukehren.

— Ich will nicht! entgegnete der Andere auffahrend. Ich muß fort von hier.

— So gehe. Und möge ihm die Strafe werden, die er tausendfach verdient! —

Nach einer Pause fragte er wieder:

— Hat man Deine Entfernung bemerkt?

— Nein.

— Das ist gut. Doch wie hast Du Deine Sachen, die nöthigen Kleidungsstücke ohne Aufsehen aus Deiner Wohnung fortschaffen können?

— Ich nehme nichts mit mir.

— Nichts?! — Ich dachte, Du trügest etwas unter Deinem Mantel — es schien mir wenigstens so.

— Nein.

— Und nichts hast Du mir aufzutragen — etwa an *sie*?

Eine Antwort erfolgte nicht sogleich, dann aber klang es mit großer Erregtheit:

— Nein! — Doch — küsse mein Kind statt meiner und bringe ihm den letzten Gruß seines Vaters!

— Es soll geschehen. —

Und wieder versanken Beide in Schweigen.

In der Ferne ließ sich das Rasseln eines Wagens vernehmen; rasch kam es näher.

Schon waren die Lichter seiner Laterne zu sehen; heller, doch noch immer trübe und röthlich schimmerten sie. Jetzt hielt das Gefährt in der Nähe des Kreuzes, mitten auf dem Wege. Die beiden Männer erhoben sich und schritten auf dasselbe zu.

Es war ein kleiner geschlossener Wagen, mit zwei Pferden bespannt; der Kutscher hatte seinen Sitz nicht verlassen.

Der eine der Männer öffnete den Schlag; dann drückte er dem Andern die Hand zum Abschied. Zugleich reichte er ihm einen Gegenstand, den er aus einer Tasche seines Kleides gezogen.

— Da nimm. Es ist Alles, was ich auftreiben konnte.

— Dank Dir, mein Freund. Nie werde ich vergessen, was Du für mich gethan.

So sprach der Andere; dann stieg er in den Wagen. Der Schlag schloß sich, der Kutscher hieb auf die Pferde, und im folgenden Augenblick rollte das Gefährt davon in die Nacht hinein und war bald den Blicken des ihm Nachschauenden entschwunden.

Unbeweglich stand dieser da, dem Rollen des Wagens, das immer leiser, unhörbarer wurde, nachhorchend. Endlich, als es schon eine Weile verstummt, Alles um ihn her stille war, hob sich seine Gestalt, sein Kopf in energischer Weise. Einige Laute ließ er hören, die fast wie ein unterdrücktes Lachen klangen, dann murmelte er:

— Fahre zu und Glück auf den Weg. Ich will aus Freundschaft für Dich schon dafür sorgen, daß man Deine Flucht erklärlich finden wird.

Fester hüllte er sich in seinen Mantel, dann wendete er seine Schritte und kehrte nach der Stadt zurück. —

— — — — — — — — — — — — —

Am andern Morgen versetzte eine merkwürdige, unerhörte Nachricht, die sich mit Blitzes-

schnelle verbreitete, die ganze Stadt in die größte, gerechteste Aufregung.

Der Kassierer des bedeutendsten Bankhauses hatte die Flucht ergriffen und die Kasse im Betrag von 150,000 Thalern mitgenommen.

Erstes Capitel.

In Paris. — Heller Sonnenschein.

„— Apparaissez, plaisirs de mon bel âge,
Que d'un coup d'ailes à fustigés le temps.
Vingt fois pour vous j'ai mis ma montre en gage:
Dans un grenier qu'on est bien à vingt ans!"

Béranger.

Nach Paris muß ich den Leser führen.

Doch nicht in das heutige kaiserliche Paris mit seinen zahllosen neuen, schnurgeraden und fast nicht endenwollenden Boulevards und Straßen, seinen pflasterlosen und dafür auch bei Regenwetter schier grundlosen Plätzen, geziert mit ebenfalls neuen prächtigen Kirchen und noch prächtigeren Casernen, nicht in dies vollständig neue Häusermeer mit seinem geräuschvollen und doch ziemlich nüchternen Getriebe ziehen wir ein, sondern in das frühere, viel eigenthümlichere Paris des Juli- und Bürgerkönigs Ludwig Phi-

lipp, in dem es noch historisch-merkwürdige Häuser, heimliche und unheimliche Winkel und Viertel, wie auch noch fremde, unbekannte, mit einem geheimnißvollen Reiz umgebene Orte gab; in dem man noch keine „Demi-monde“ kannte — wenn auch die „Lorette“ schon geboren war und florirte — dafür aber noch immer die lebenslustige, liebebedürftige und sonst nur wenig bedürfende Grisette, in dem man noch die Lieder Béranger's nicht allein sang, sondern auch miterlebte, ja vollständig erproben konnte, wie Recht der prächtige Chansonnier mit dem oft gesungenen Refrain hatte:

„Mit zwanzig Jahren, wie lebt sich unterm Dach so gut!“

In das Paris der Vierziger Jahre also ziehen wir ein, das noch ein buntes und lustiges, höchst originelles und amüsantes Straßenleben zeigte, während heute Alles, Jung und Alt, Hoch und Niedrig, Mann und Weib nur den Geschäften nachzurennen, einer ersehnten, rasch zu erwerbenden oder zu erschwindelnden Fortune nachzujagen scheint.

Damals hatte ein unternehmender Präfect der Seine, Herr von Rambuteau, den ersten kühnen Versuch gemacht, im Innern der Stadt eine Anzahl enger, dumpfiger und schmutziger

Gassen und Gäßchen zu durchbrechen und eine neue breite und luftige Straße zu schaffen; es war der bescheidene Anfang der steinernen Revolutionen in der gewaltigen Weltstadt, welche seitdem so große, wahrhaft erschreckende Dimensionen angenommen und heute das alte Paris schon theilweise vom Erdboden vertilgt haben. Diese neue Straße, von dem Pariser Bourgeois als ein wahres Wunderwerk angestauut, lief von der Rue du Temple, unter anderen die Straßen St. Martin, Quincampoix und St. Denis kreuzend, bis an die Hallen und die von hohen Häusern und engen Gassen eingepferchte Kirche St. Eustache. Nach ihrem kühnen Erbauer hieß sie Rue Rambuteau, und durch schöne, hohe und helle Häuser zeichnete sie sich vortheilhaft von den älteren, sie umgebenden und durchschneidenden engen und düsteren Straßen und Sträßchen aus.

Heute ist sie rauchig, schwarz und schmutzig wie jene.

Ein reges Leben herrschte in dieser neuen Straße, sobald sie nur stückweise dem Verkehr übergeben wurde, denn sie hatte einem wirklichen Bedürfnisse abgeholfen: eine bequeme Verbindung zwischen dem volkreichen Arbeiter- und Handels-

viertel des Tempels und den Hallen, dem eigentlichen Herzen, oder vielmehr dem Magen von Paris, hergestellt.

Es ist ein schöner Frühlingstag, hell und freundlich strahlt die Sonne nieder auf die neuen, von weichen, weißgelben Sandsteinquadern erbauten Häuser, auf die bunte Menge, meistens dem Handwerkerstande angehörend — denn es ist Essenszeit — welche die breiten Trottoirs belebt, sowie auf die Fuhrwerke, Fiaker und Karren, welche, von Fußgängern umfluthet und gekreuzt, sich nach verschiedenen Richtungen auf dem Pflaster der Straße selbst bewegen.

Ein eigenthümliches Geräusch ist hörbar: die ganze Straße scheint zu tönen, zu rauschen und zu brausen. Die Wagen und Karren, die Fußgänger und die ihre Waaren ausrufenden Verkäufer, oder nach allerlei Sachen verlangenden Käufer bringen dies seltsame, nur großen Weltstädten eigene Getöse hervor, welches den Fremden so sonderbar berührt, ihm Heimweh zu verursachen vermag, wenn er sonst keines spürt, welches der Pariser oder der Eingewohnte indessen nicht mehr hört oder nicht mehr beachtet.

Unter den Gruppen, welche die neue Straße

beleben, ist eine, welche wir uns näher ansehen müssen.

Da fährt ein kleines, zweiräderiges Handwägelchen dahin, vollauf bepackt mit Hausrath, der sich indessen als von sehr bescheidener Art darstellt. Kein Gaul oder irgend ein anderes Zugthier setzt die Fuhre in Bewegung, sondern ein junger Arbeiter hat sich in die Gabel eingespannt und zieht aus Leibeskräften, um das wohl nicht leichte Gefährt fortzubringen. Es ist eine kräftige und recht wohlgenährte Gestalt mit frischen, rothen, zur Zeit hochrothen Wangen, welche durch den reichlichen Schweiß, den seine Anstrengungen ihm hervorgepreßt, fast wie lackirt erscheinen. Mütze und Blouse hat er abgelegt, um besser und freier sich bewegen, seine Kräfte entwickeln zu können, denn jetzt gelangt das kleine Gefährt in den neuesten Theil der Straße, der noch im Werden begriffen, nicht gepflastert, demnach holprig und trotz Frühling und Sonne kothig und schmutzig ist.

Doch es geht immer vorwärts, denn der Ziehende hat Kraft genug, um die neuen Hindernisse zu überwinden, nur blickt er bisweilen mit seinen hellen Augen nach einem Cameraden, welcher hinter dem Wägelchen hergeht, dasselbe

wohl drücken soll, doch nur dann und wann und wie schüchtern die Hand daran legt, als schäme er sich solcher Hantirung.

Dieser zweite Arbeiter, wohl im gleichen Alter wie sein Camerad, doch größer und schlanker, trägt eine blaue Blouse, die ihm viel zu weit ist und wohl eher dem Vordermanne passen dürfte, dann eine der damals beliebten Beutelmützen, deren kleinen Schirm er tief herabgezogen hat, also daß man seine Augen kaum zu sehen vermag.

Der sichtbare Theil seines Antlitzes ist regelmäßig, sogar hübsch zu nennen, und ein kleines Schnurrbärtchen, sowie ein wohlgepflegter und zierlicher Henriquatre, geben ihm sogar etwas Elegantes, was nicht recht zu seiner Kleidung, seinem jetzigen Thun passen will. Auch blickt er oftmals scheu und ängstlich um sich, als ob er fürchtete, irgend Jemand zu begegnen, entfernt sich auch dann und wann einige Schritte von dem Gefährt, als ob er nicht dazu gehöre, indeß sein Camerad sich ohne Scheu anstrengt, es fortzuziehen und seinem Ziele zuzuführen.

Endlich macht der sich Abarbeitende Halt.

Vor einem der letzen fertigen Häuser der neuen Straße ist das Wägelchen angelangt, und schwer läßt nun der junge Arbeiter die Gabel

zu Boden sinken, während er tiefaufathmend sich in ihrer halben Höhe niederläßt und sich den fast allzu reichlich hervorquellenden Schweiß abzutrocknen versucht.

— Da wären wir! sagte er mit kräftigem Tone, und sich zu seinem langsam näher tretenden Gefährten wendend mit einem Anfluge von Vorwurf. Du hast mich schön im Stiche gelassen, Remy! Anstatt, wie ausgemacht, mir zu helfen, zu drücken, bist Du wie mein Fuhrherr stolz nebenher gegangen.

— Sei nicht böse, Friedel, entgegnete der Andere, der die Kappe lüftend, ein in der That hübsches, wenn auch etwas blasses Gesicht zeigte. Ich konnte nicht anders; in der Rue St. Martin begegnete uns Herr von Charnacé, in dessen Soirée ich jüngst war. Ich wäre bald in die Erde gesunken vor Schreck und Scham, und hatte kaum noch Zeit, mich rasch auf das andere Trottoir zu flüchten.

— Wo Du denn auch hübsch geblieben bist bis an die Straße Rambuteau.

— Setze Dich doch in meine Lage, wenn Dir das möglich ist!

— Daß ich ein Narr wäre! erwiderte der Dicke brummend.

Doch gleich darauf schaute er wieder freundlich auf, lächelte sogar und sagte mit gutmüthigem Tone:

— Laß es gut sein, Henri, wir sind doch angekommen. Aber nun heißt es, unsere Siebensachen die sechs Treppen hinaufschaffen. Daran wird Dich doch Monsieur le Baron de Charnacé oder ein Anderer Deiner hohen Bekannten und Gönner nicht hindern?

— Ah, Du sollst sehen, wie ich im Hause zugreifen werde! Ich will den Transport der Möbel in unser neues Appartement allein besorgen, erwiderte der Andere mit Eifer.

— Will doch lieber dabei sein und mithelfen, es könnte sonst kommen, daß wir heute Abend um zehn Uhr, wenn ich heimkehre, noch ebenso weit wären wie jetzt und in unserem „Appartement" oder, richtiger gesagt, in unserem Dachstübchen auf dem Boden schlafen müßten. Deshalb — zugegriffen, zukünftiger großer Künstler!

Der Schlanke erröthete sichtlich, doch ohne sich zu erzürnen sagte er lustig:

— Spotte nur, Friedel. Wir wollen sehen, wer von uns Beiden zuerst zu einem wirklichen und ordentlichen Appartement gelangt. Jahrzehnte soll es nicht dauern, bis ich Dich in meiner

Equipage abhole, um meine neue Villa passend zu möbliren.

— Einstweilen nimm einmal diese vier Rococo-Fauteuils auf Deinen Buckel; ich will den Tisch mitsammt dem Divan die Treppe hinaufschleppen.

Also sprechend hatte Friedel seinem Gefährten zwei alte Rohrstühle, einen hölzernen Arbeitsstuhl und einen dreibeinigen Schemel aufgeladen, während er selbst einen ziemlich schweren Tisch und eine Art von Bank faßte und sich anschickte, diese in das Haus zu tragen.

Die beiden jungen Leute verschwanden in der Allee des Hauses, von einem langen Portier empfangen und mit dürren Worten bedeutet, ja nichts an den neuen Wänden des Treppenhauses zu beschädigen. Es dauerte eine geraume Weile, bis sie wieder zum Vorschein kamen, und diesmal schwitzte, glühte Remy fast so stark, wie sein Gefährte, schon jetzt, nach dem ersten Transport, eine sichtliche Unlust an diesem sauren Vergnügen zeigend. Doch der derbe und kräftige Friedel hatte kein Erbarmen mit ihm; er belud den angehenden Künstler wie ein Packthier, ohne sich dabei zu schonen, und der Transport der kleinen

Wirthschaft in das neue Quartier nahm ohne Aufenthalt seinen Fortgang.

Die beiden jungen Leute waren Deutsche, in einer großen Stadt am schönen Rhein daheim, Freunde von Jugend, von der Schule an und zusammen als Handwerker vor etwa einem Jahre in Paris eingezogen.

Fridolin Grein, so hieß der Eine, war ein geschickter und, was noch mehr sagen will, fleißiger Tischler, seinem Geschäft mit Leib und Seele ergeben und nur in geregelter Arbeit den Weg erblickend, einstens zu einem bürgerlichen Wohlstand zu gelangen.

Sein Gefährte, Heinrich Remy mit Namen, hatte andere, hochfliegende Ansichten und Pläne. Er hatte die nützliche Kunst des Goldarbeiters erlernt, doch talentvoll, Alles leicht und glücklich fassend und zu Allem geschickt, nach kurzem Aufenthalt in der großen Weltstadt eine andere, ihm mehr zusagende Beschäftigung gefunden, und zwar als Modelleur in einer Porcellanwaaren-Fabrik, um diese Kunst dann abermals gegen eine seiner Ansicht nach viel schönere, zum wenigsten verlockendere und blendendere, zu vertauschen. Mit einem Wort, er war Sänger, artiste chanteur, geworden. Von der Natur mit einer

wohlklingenden schönen Stimme begabt, mit einem gefälligen, sogar recht hübschen Aeußern, hatte er dem Zureden einiger musiktreibender Freunde und Landsleute nachgegeben und, von kleinen Erfolgen dazu ermuntert, mit allem Eifer sich dem Bühnenteufel in die Arme geworfen, mit Leib und Seele, mit Haut und Haar, für jetzt und immer sich ihm ergeben — wie sein Freund Friedel oft scherzhaft und mahnend meinte.

Natürlich mußte nun jede handwerksmäßige Beschäftigung an den Nagel gehängt werden, und der angehende Sänger und Künstler lebte, wie so viele andere junge Leute, welche sich ebenfalls „artiste“ nannten und irgend eine Kunst betrieben oder „studirten“, gleichsam von der Luft, alles Ungemach, jede Entbehrung gerne und schmerzlos ertragend, in der Hoffnung auf eine baldige bessere und schönere Zukunft, welche Gold und Ehren, Lust und Glück in überreichem Maße bringen und ihnen zu Füßen legen werde.

Indeß Remy nun nichts Anderes mehr that, als Singen und Solfeggiren, heute mit seinen Freunden lustig lebte, um morgen mit ihnen zu hungern, ohne dabei verzagt, entmuthigt oder auch nur in etwas weniger lebensfroh zu werden, hatte Friedel Grein in einemfort und mit wahr=

haft seltener Ausdauer und immer in demselben Atelier gearbeitet. Sein täglicher Verdienst war gestiegen wie seine Fertigkeit, und zur Zeit zählte er zu den geschicktesten und bestbezahlten Arbeitern seines Faches.

Er hatte daheim eine alte Mutter, welche in bedürftiger Lage sich befand. Sein Vater war arbeitsunfähig, krank und hatte Aufnahme in dem städtischen Spital gefunden.

Die Alte lebte kümmerlich von ihrer Hände Arbeit, und ihre einzige Freude war ihr Sohn Friedel gewesen, der ihr von mehreren Kindern allein geblieben war.

Doch auch von ihm hatte die arme Frau sich trennen müssen, denn Friedel wanderte in die Welt hinaus, um in der Fremde sein Glück zu versuchen, das er durch Fleiß und Ausdauer auch zu finden gedachte. In der ersten Zeit seines Aufenthalts in Paris schrieb er seiner Mutter, die der wackere Bursche über Alles liebte, regelmäßig alle vier Wochen; bald aber vermochte er den Briefen jedesmal einige eingewechselte Thalerscheine beizulegen und also seiner guten Mutter das Leben in etwas zu erleichtern, und immer tröstete er sie mit der Aussicht, daß, sobald er nur einigermaßen selbstständig sein würde, sie zu

ihm kommen müsse und es gut haben sollte bis an das Ende ihrer Tage — was noch in weiter, weiter Ferne liege, wie er zu Gott hoffe.

Obgleich der fleißige Tischler seinem alten Mütterchen sendete, was er nur erübrigte, war er doch noch im Stande gewesen, sich langsam eine kleine Einrichtung anzuschaffen und herzustellen. Dieselbe bestand freilich nur aus den allernothwendigsten Stücken: einem großen Pariser Feldbett mit zwei Paar baumwollenen „Leintüchern", einigen Stühlen und Sitzen, einem Tisch und einer alten Commode; Kessel und Pfanne, irdene Schüsseln, einige Teller, Tassen und Gläser, mehr oder minder defect, fehlten nicht, noch was sonst zu der „Ménage" eines Arbeiters gehörte, um Kaffee und nöthigenfalls einen „pot-au-feu" zu kochen an Sonn- und Festtagen, oder wenn reichlich Geld vorhanden, Cotelets und Beefsteak zu braten.

Das Hauptstück der kleinen Wirthschaft aber bestand in einem Arbeitstisch, den Friedel nicht allein sich selbst hergestellt, sondern auch erfunden hatte und der zugleich eine recht sinnreich zusammengestellte Dreh- und Schnitzbank bildete.

Der fleißige Tischler hatte sich in seinen freien Stunden auf die Holzschnitzerei gelegt und ge-

dachte im Stillen, diese damals noch wenig geübt werdende Kunst auf sein Handwerk anzuwenden. Er hatte, von seinem Freunde Remy, der in dergleichen Arbeiten sehr geschickt war, dazu angeleitet, bald eine rechte Fertigkeit erlangt und schon allerlei hübsche Sachen hergestellt, welche ihm gut bezahlt worden waren.

Diesen seinen Jugendfreund nun hatte Friedel als Stubengenossen aufgenommen, als derselbe sein Geschäft aufgegeben, um „Künstler" zu werden. Zwar hatte der ehrliche Tischler alles Mögliche versucht, seine ganze Ueberredungskunst aufgewendet, um den Freund von solchen Gedanken abzubringen, ihn seinem Geschäfte zu erhalten, doch Alles war vergebens gewesen. Remy hatte andere Ansichten, und mit einer ziemlich üppigen Phantasie begabt, sah er schon im Geiste die schönsten, lohnendsten Erfolge ihm werden, sich selbst als berühmten und gefeierten Sänger mit einem Einkommen ähnlich dem des großen Duprez, der durch seine Kehle die für die damalige Zeit schier fabelhafte Summe von 100,000 Francs jährlich verdiente.

Einstweilen verdiente der angehende Sänger so gut wie gar nichts und war froh, daß er bei dem gutmüthigen Freunde Obdach und die aller-

nothwendigsten Lebensbedürfnisse finden konnte, denn nicht allein Zimmer und Bett theilte der ehrliche Tischler mit seinem Genossen, sondern auch das Frühstück, und wenn es nicht anders ging, sogar die wenigen Sous seiner Börse.

Bisher in einer engen Gasse in der Nähe des Boulevards wohnend, hatten Beide nun in der neuen Straße Rambuteau ein kleines und verhältnißmäßig billiges Mansardenlogis, sechs Treppen hoch und aus zwei winzigen und noch dazu schiefen Dachkammern bestehend, gemiethet, in das mit ihren wenigen Habseligkeiten einzuziehen die jungen Leute zur Zeit im Begriff standen.

Wenn auch die Wohnung etwas entfernt von dem Viertel lag, in dem Remy zu thun hatte, in dem seine musikalischen Freunde, seine Gesanglehrer wohnten, so war die Lage dafür doch eine fashionablere, und auf der Visitenkarte Remy's nahm sich das „rue Rambuteau 115“ viel besser aus, als etwa „culs-de-sac de la grosse tête“, wo sie bis jetzt gewohnt hatten, welche wenig noble Adresse der angehende Künstler nicht gewagt hätte, seinem Namen auf der Karte beizufügen.

Sechs Uhr mochte es sein, als die letzte Reise

mit dem Rest der Habseligkeiten in die sechste Etage gethan worden war — wenn auch das kleine Logis noch weit davon entfernt war, sich in einem wohnlichen Zustand zu befinden. Sämmtliche Möbel und Geräthe lagen bunt und wirr durcheinander auf dem Boden und auf dem kleinen Flur; auf den letzten Stufen der Treppe mußten die beiden Freunde sich niederlassen, um auszuruhen, welch Bedürfniß Remy ganz besonders zu empfinden schien.

Auf dem Corridor befanden sich noch andere Thüren, welche zu Räumen führten, die wohl zu den Logis der unteren Etagen gehörten. Eine Thür aber war während des Möbeltransports mehrmals geöffnet worden — das hatten die beiden jungen Leute wohl vernommen — und mußte demnach eine der Dachkammern bewohnt sein.

Hatte der scharfe, spähende Blick Remy's doch auch ein Gesichtchen zu sehen vermeint, welches nur einem jungen, hübschen Mädchen angehören konnte. Seine derartigen Bemerkungen waren aber von Friedel ziemlich barsch und mit der Aufforderung, tüchtig zuzugreifen, damit sie bald fertig würden, zum Schweigen gebracht worden.

Doch auch der sich abarbeitende Tischler hatte dann und wann manchen verstohlenen Blick nach

der betreffenden Thür gesendet, und auch er mußte etwas — vielleicht noch mehr als sein Freund — gesehen haben, was im Stande gewesen, einen mehr als gewöhnlichen Eindruck auf ihn zu machen.

Hätten die beiden Freunde zugleich unten auf der Gasse und in ihrem neuen Logis sein können, so würden sie allerdings etwas geschaut haben, was ihrer sonst recht freundlichen Wohnung einen neuen und nicht geringen Reiz verleihen mußte. Sobald sie nämlich die Treppe niederstiegen, öffnete sich leise und behutsam die betreffende Thür und ein junges Mädchen huschte auf den Corridor hinaus, neugierig, das durchaus nicht elegante Mobiliar wie die ihr fremdartig scheinenden Geräthschaften des Tischlers zu mustern. Es war eine zarte jugendliche Gestalt mit hübschen Zügen, wenn auch von etwas durchsichtiger Farbe, einfach, doch mit einer natürlichen Eleganz und Koketterie gekleidet, wie solches nur eine Pariserin fertig zu bringen vermag. Die offene Thür ihrer Wohnung ließ einen Tisch mit allerlei bunten Läppchen, grünen Blättern und Drahtgewinden sehen und zeigte auf den ersten Blick, daß sie eine Blumenarbeiterin war, welche daheim für irgend ein größeres Magazin Blumen, Bouquets

und Kränze fertigte. Heute aber wurde das sonst so emsige Treiben der hübschen feinen Finger von der Neugierde in etwas gehemmt und nach jedem Transport ruhte die Arbeit und die Kleine huschte hinaus, um die Einrichtung mit Kennerblicken zu beschauen, aus ihr zu errathen, welche Art von Nachbarn sie nun in ihrer Dacheinsamkeit erhalten würde.

— Es sind Deutsche, glaube ich, denn ihre Sprache verstehe ich nicht, so flüsterte das Mädchen bei einer solchen stillen und neugierigen Recognoscirung vor sich hin, und Beide ganz hübsche junge Leute. Besonders der Dicke hat etwas Gutmüthiges in seinem Gesichte und gefällt mir noch besser als der Andere, der im Grunde viel hübscher, doch gewiß auch — gefährlicher ist. Aber fleißig und ordentlich scheinen Beide zu sein, sonst würden sie nicht so zugreifen. Elegant ist ihr Meublement indessen keineswegs; da ist mein Stübchen doch ganz anders ausgestattet. Auf alle Fälle aber bin ich froh, daß ich nicht mehr so ganz allein hier unter dem Dache wohne und Nachbarn erhalte.

Aehnliche Selbstgespräche wurden jedesmal unterbrochen durch das Nahen der Beiden.

Dann verschwand die hübsche Kleine in ihrem

Stübchen, die Thür schloß sich, und es dürfte darauf zu wetten sein, daß sie hinter derselben ein Weniges horchte und gewiß auch recht ärgerlich mit dem allerliebsten kleinen Füßchen stampfte über die fremde unschöne Sprache, in der die jungen Leute sich unterhielten und von der die hübsche Pariser Grisette kein Sterbenswörtchen verstand. —

Der Einzug in die neue Wohnung war soweit vollbracht, und auf den letzten Stufen der Treppe saßen Friedel und Remy und ruhten aus.

Nach einer kleinen Pause, während Beide sich in Etwas verschnauften und abzukühlen suchten, sprach der Tischler:

— So weit wären wir, Remy; nun müssen die beiden Stuben, oder vielmehr die vordere, unsere Wohn- und Schlafstube, in Ordnung gebracht werden. Mein Handwerkszeug habe ich sammt und sonders in die hintere Kammer gelegt und will es morgen, Sonntag, schon aufstellen. Aber die Vorderstube mußt Du zurecht machen. Ich will den Karren, oder wie Du gewiß sagen würdest, unsere Möbel-Equipage ihrem Eigenthümer wieder zuführen, dann rasch etwas essen und nach meinem Atelier gehen. Ich habe heute viel versäumt und muß es nachholen. Um zehn

Uhr komme ich heim und hoffe dann Alles in Ordnung zu finden, um mich ruhig schlafen legen zu können.

— Darauf kannst Du Dich verlassen, Friedel.

— Was wirst Du beginnen?

— Ich? Nun, zuerst werde ich speisen.

— Wohl im Palaïs-Royal? fragte Friedel lachend.

— Dazu habe ich heute keine — Lust. Ich gehe zur Mutter Morel; sie macht die Entrecots vortrefflich.

— Und dann giebt sie Dir Credit. Ein hübsches Sümmchen mußt Du ihr schon schuldig sein, Henri?

— Du vergißt, Friedel, daß ich ihrer Tochter Gesangunterricht gebe. Ich esse das Stundengeld ab.

— Das wird ein hübscher Unterricht sein! Das arme Mädchen!

— Ich sage Dir, Friedel, das Mädel, die Agapita, hat eine tüchtige Stimme; in ein paar Jahren muß sie zum wenigsten in der opéra comique als Soubrette und neben der Damoreau engagirt sein.

— Oder anderswo, brummte der ungläubige

Tischler. Aber was machst Du, wenn Dein Entrecot verzehrt ist?

— Freundchen, entgegnete Remy schmunzelnd, ich habe da in unserer Straße ein neues elegantes Kaffeehaus gesehen, das muß ich kennen lernen; dort will ich meinen Kaffee en grand seigneur oder en artiste trinken. Ich habe just noch zwölf Sous in der Tasche: eine demi-tasse mit einem petit verre macht zehn Sous, bleiben noch zwei für den Garçon.

— Heb Dir doch die zwei Sous für morgen auf, sagte Friedel in mahnendem Ton.

— Nichts da, für morgen wird sich auch noch etwas finden. Nach der heutigen Anstrengung darf ich mir dies Vergnügen schon gönnen, und hätte ich die zwölf Sous nicht — so müßtest Du sie mir borgen.

Friedel schaute den Gefährten verblüfft von der Seite an, worauf er etwas vor sich hinbrummte, das da lauten konnte:

— Darauf könntest Du lange warten!

Dann aber sprach er zu Remy:

— Und nach Deiner feinen demi-tasse d'artiste wirst Du das Bett aufschlagen, die Stube in Ordnung bringen und sie womöglich — rei-

nigen, damit wir diese Arbeit nicht morgen, am Sonntag, zu besorgen haben?

— Es soll geschehen; rein wie — meine Tasche sollst Du unsern Salon finden.

— Gut, so wollen wir gehen. Den Schlüssel giebst Du dem Portier, im Falle Du später noch einmal ausgehen und nicht vor mir heimkommen solltest. Adieu.

Nach diesen Worten stand Friedel auf und schritt die Treppe hinab, um vorerst die „Möbel-Equipage" heimzuführen.

Remy hatte die Blouse abgeworfen und zog nun aus einem kleinen Koffer einen Rock, aus einer Pappschachtel einen Hut hervor, wobei er murmelte:

— Meine Toilette vollende ich bei der Mutter Morel.

Einige Minuten später eilte er, Alles stehen und liegen lassend, leichtfüßig und mit hübscher Stimme eine Melodie aus irgend einer Oper trällernd, die Treppen hinab.

Die Thür auf dem Corridor öffnete sich wieder, die kleine Grisette steckte das Köpfchen hervor und horchte dem Singen des Fortgehenden mit rechtem Wohlgefallen nach. Dann aber warf sie einen mißbilligenden Blick auf die Möbel,

welche wirr durcheinander in der offenen Kammer und theilweise auf dem Corridor lagen, und sagte:

— Eine hübsche Stimme hat er auch, der neue Nachbar, aber gar so ordentlich scheint er mir doch nicht zu sein, sonst würde er zuerst seine Stube eingeräumt und die Thür verschlossen haben.

Hierauf verschwand sie wieder in ihrer kleinen Wohnung, um in eifriger Arbeit wohl nachzuholen, was sie durch ihre verzeihliche Neugierde versäumt.

Zweites Capitel.

A n n e t t e.

Zehn Uhr war es, als Friedel, müde von der Arbeit des Tages, heimkehrte. Es fiel ihm auf, daß er den Schlüssel seiner Wohnung nicht beim Portier vorfand und Letzterer sich nicht erinnerte, Herrn Remy seit dem Nachmittage wiedergesehen zu haben.

Mit einer bangen Ahnung begann er die sechs Treppen zu seinem Dachappartement emporzusteigen.

Oben herrschte tiefe Nacht, ein undurchdringliches Dunkel, und nur langsam, tastend wagte der müde Tischler sich in den schmalen Corridor hinein. Doch nur wenige Schritte vermochte er zu thun, denn sein Fuß traf auf Hindernisse, die er trotz Nacht und Dunkelheit wohl zu er=

kennen vermeinte. Recht ärgerlich und brummend setzte er seine Untersuchung fort und fand nun auch die offene Thür zu seiner Kammer, zugleich aber auch, daß alle Möbelstücke noch so wirr durcheinanderlagen, wie am Nachmittage, daß Remy sein Wort nicht gehalten hatte, überhaupt bis jetzt nicht wieder heimgekehrt sei.

Nun aber riß der ziemlich dicke Geduldsfaden des ehrlichen Tischlers, und ein derber deutscher Fluch über den leichtsinnigen Sänger hallte laut durch den schmalen Gang.

Als ob das Wort nicht allein das Echo des Ortes geweckt, sondern auch eine daselbst hausende gute und schöne Fee, erhellte sich plötzlich der enge Raum, und in einem bescheidenen Lichtmeer, von einer kleinen Talgkerze ausgehend, erschien ein junges Mädchen, mit lachendem Munde fragend, was es gäbe.

Geblendet von den so plötzlich aufgetauchten Lichtstrahlen, doch gewiß und wahrhaftig noch mehr von der jugendlich-hübschen und heitern Erscheinung, stand der gute Friedel da, diese mit offenem Munde anstarrend und nicht im Geringsten wissend, was er antworten oder thun sollte.

Es war unsere kleine Blumenmacherin, welche

einen solchen Auftritt vorausgesehen und, sich darauf freuend, die Rückkehr eines ihrer neuen Nachbarn erwartet hatte. Daß der zuerst Heimgekehrte nicht der „Gefährlichere“ der jungen Leute gewesen, schien ihr doppelt lieb zu sein. Doch war sie ihm nicht erschienen, um eine stumme, regungslose Scene herbeizuführen, sondern die nähere Bekanntschaft, die am Ende doch nicht ausbleiben konnte, sogleich anzuknüpfen, und zwar in einer für sie vortheilhaften Weise, da sie sich ja in diesem Augenblicke nützlich zu machen im Stande war.

— Ihr Camerad ist bis jetzt nicht heimgekehrt, sagte sie mit heiterem Tone und in ungezwungener Weise zu dem noch immer recht verblüfft dreinschauenden Friedel, und ein gut Stück Arbeit haben Sie noch vor, wenn Sie Ihre Stube jetzt noch einrichten und einräumen wollen.

— Freilich, seufzte Friedel, es wird wohl noch ein Stündchen in Anspruch nehmen! Und dabei kein Licht, kein Feuerzeug — wer weiß, wo all das Zeug steckt!

— Wenn Sie sich meiner Kerze bedienen wollen —

— Zu gütig, Mademoiselle.

— Meine Hilfe annehmen wollen, so steht Beides zu Ihren Diensten, Herr Nachbar.

Friedel, welcher sich in etwas gesammelt hatte, schaute bereits mit leuchtenden Augen auf das lächelnd vor ihm stehende und gar so hübsche Mädchen, welches mit einer natürlichen Offenheit und Gutmüthigkeit ihm ihre Dienste und ihre Kerze antrug, und eine Hitze oder Röthe fühlte er in seine Wangen steigen, als er von der anmuthigen Erscheinung mit „Herr Nachbar" angeredet wurde.

Sein Herz klopfte schon merklich stärker, doch ohne den ehrlichen Burschen verwirrt zu machen. Nein, er fühlte sogar Muth, die Gelegenheit zu benützen und sich mit der allerliebsten, so dienstfertigen Nachbarin, welche ein glücklicher Zufall ihm gegeben, etwas näher bekannt zu machen.

— Ich bin also so glücklich, in Ihnen meine Nachbarin begrüßen zu können, sprach er mit einer Galanterie, die er sich bisher nicht zugetraut und über die er nun selbst und höchlichst erstaunte. Hätte ich geahnt, daß eine so freundliche, hübsche Demoiselle hier oben wohne, so würde mir mein neues Logis noch viel besser gefallen haben.

— Lassen wir die Complimente, entgegnete

das Mädchen lachend, und überlegen wir lieber, was zu thun ist, um Ihre Stube so rasch als möglich in Ordnung zu bringen.

— Das wird schwer halten und nicht ohne Anstrengung und Rumoren vor sich gehen können, sagte Friedel mit einem tiefen Seufzer, indem er auf den Wust von Möbeln und Sachen schaute, welche den Boden seines Zimmers bedeckten, die Thür versperrten und auch noch auf dem schmalen Gange lagen.

— Lärm und Getöse dürfen wir nicht machen, das leidet Merlüche, der Portier, der ein barscher, unangenehmer Mensch ist, nicht, warf rasch das Mädchen ein.

— Es wird aber nicht ohne Spectakel abgehen. Die sämmtlichen Sachen müssen zuerst aus der Stube hinaus und auf den Gang geschafft werden. Ich bin in der That todmüde und Sie — Sie sind zu schwach, um mir bei dieser Arbeit helfen zu können, wenn ich das überhaupt zugeben würde.

— Wo ist denn Ihr Freund?

— Wer weiß, wo der steckt?!

— Ruhen Sie einen Augenblick aus, vielleicht kommt Ihr Camerad.

— Es wird zu spät. Ich will lieber hier auf dem Boden, auf der Treppe schlafen.

— Das wäre schön, das dulde ich nicht rief das Mädchen mit Eifer, und sogar recht erschrocken, als sie sah, daß der junge Mann, der wirklich todmüde war, Miene machte, sich auf den Boden niederzuwerfen.

Treten Sie lieber einen Augenblick in mein Stübchen, vielleicht findet sich ein Ausweg. Ihr Freund muß ja bald kommen.

Abermals schaute Friedel überrascht auf und mit einem eigenthümlichen Ausdruck dem Mädchen in das Antlitz. Doch dieses lachte so ungezwungen ihn an, erwiderte seinen etwas sonderbaren Blick mit einer solchen naiven Schalkhaftigkeit, daß der junge Tischler sich abermals leicht erröthen fühlte.

— Sie können schon bei mir eintreten, sagte sie mit einem Anflug von Stolz. Wenn meine Möbel auch nicht so schön sind, wie die — Ihrigen, so besitze ich doch ein Stück, das nicht ganz gewöhnlich ist und Ihnen gute Dienste leisten wird. Aber kommen Sie, unten rumort es schon. Das ist der garstige Merlüche; er hat uns gehört, und nicht um Alles in der Welt möchte ich einen Wortwechsel mit dem Menschen haben.

Dabei hatte sie den überraschten Friedel bei der Hand genommen und ohneweiters in ihr Stübchen gezogen.

Die Thür schloß sich, und dunkel und stille wurde es wieder auf dem Gange der Mansarde-Wohnungen.

In dem Stübchen des jungen Mädchens aber war es weder dunkel, noch stille, denn die Kerze beleuchtete hell den engen, gar einfach ausgestatteten, doch freundlichen Raum, und das Mündchen der Kleinen blieb keinen Augenblick ruhig.

Bald wußte Friedel, der mit einem eigenthümlichen Gefühl der Neugierde und freudiger Bewunderung die schönen Blumen und Blüthen betrachtete, welche auf dem Arbeitstische lagen, daß seine Nachbarin eine Blumenmacherin sei, Annette heiße und weder Vater, noch Mutter mehr habe. Ersteren hatte sie gar nicht gekannt, doch besaß sie ein Möbelstück, welches von ihm herrühren sollte, wie die Mutter ihr oft gesagt. Es war das einzige Andenken oder Zeugniß, welches sie von dem Urheber ihrer Tage hatte, und bestand in einem großmächtigen, schön gearbeiteten Rococo-Sessel mit schwerem, doch längst verblichenem Utrechter Sammt überzogen. Ihre

arme liebe Mutter habe immer so gerne darinnen gesessen und geruht, sagte das Mädchen, und, plötzlich ernst werdend, sich verstohlen nach den Augen fahrend, sei auch in dem Sessel gestorben.

Wie lebhaft gedachte Friedel hierbei seiner eigenen Mutter, und mit ganz anderen Blicken schaute er auf seine Nachbarin, die ihm in den wenigen Worten ein so gutes Herz offenbart hatte, so gut und schön wie ihr Gesichtchen. Er fühlte deutlich, daß er das junge Mädchen mit dem hübschen Namen Annette gern haben, lieben könnte — wenn er sie jetzt nicht schon gern hatte und bereits liebte.

Indeß hatte Annette mit rascher Hand eine Menge Sachen, Kleidungsstücke, Schachteln, Stoffe, Haushaltungsgegenstände, welche sich in einer Ecke des Stübchens bergartig emporthürmten, von ihrem Platze entfernt, und langsam war dort der besprochene Sessel aufgetaucht, der als Sitz- und Ruhegelegenheit außer Gebrauch gekommen war, um als Etagère oder Commode zu dienen. Rasch rollte sie das große und noch immer schöne Stück aus seiner Ecke hervor, das Händchen fuhr einigemal mit einem abgedankten Halstuch darüber hin, worauf es, unterstützt von freundlichen Blicken und nicht minder freund-

lichen Worten, den jungen Mann zum Sitzen, zum Ausruhen einlud.

Einige Augenblicke später saß Friedel denn auch wirklich auf dem verblichenen Utrechter Sammt und dehnte sich recht behaglich in dem überaus bequemen Möbel. Ein wohlthuendes Gefühl, wie er es seit langer Zeit nicht — er meinte, im Grunde noch nie — empfunden, durchströmte seinen ganzen Körper, und allerlei Bilder von einer stillen, gemüthlichen Häuslichkeit, die wohl schon oft vor seiner Seele aufgestiegen, die er aber immer und ziemlich ärgerlich gebannt, tauchten wieder vor ihm auf. Doch diesmal verjagte er sie nicht, er ließ sie sogar wohlgefällig vor seinem inneren Auge vorüberziehen, während seine Blicke dem Thun des Mädchens folgten, welches, in einem fort heiter und ungezwungen plaudernd, die von ihrem bisherigen Stand entfernten Siebensachen neu ordnete und barg.

Auch er mußte der Nachbarin Stand und Herkommen sagen, und er erzählte Alles, was er wußte, von sich, seiner Mutter, wenn auch nicht allzu viel von seinem daheim im Spital hausenden Vater; wie er als Tischler seit einem Jahre in Paris arbeite und mit der Zeit hoffe,

ein eigenes Atelier errichten zu können, wobei er auf seine Geschicklichkeit in der Kunst des Holzschnitzens rechne.

Das stände nun freilich noch im weiten Felde, meinte er, doch er behalte es als Ziel fest im Auge, und all sein Denken und Trachten werde immer darauf gerichtet sein. Das Erste, was er dann thun würde, sei, sein altes gutes Mütterchen zu sich zu nehmen, um ihr ein sorgenfreies und angenehmes Alter zu bereiten, welcher Gedanke allein ihn schon glücklich mache.

Recht neugierig und auch mit etwas Staunen hörte Annette die Mittheilungen ihres Nachbars an. Eine derartige Denkungsart, solche Hoffnungen und Wünsche in dieser Weise ausgesprochen, schienen ihr neu zu sein, sie jedoch recht angenehm zu berühren. Ihr Interesse für den jungen deutschen Arbeiter, welches dessen Erscheinen am Nachmittag schon wachgerufen, wuchs zusehends, und nicht die geringste Mühe gab sie sich, dies zu verbergen.

Doch die Zeit verging. Elf Uhr war vorüber, wie Friedel ein schüchterner Blick auf seine dicke silberne Taschenuhr sagte. Remy kam noch immer nicht heim, und die Möbel lagen ebenfalls noch immer auf dem alten, höchst unpassenden Fleck.

Was war zu thun?

Das Mädchen hätte gewiß noch gerne fortgewacht und fortgeplaudert, doch Friedel fühlte, daß er sie nicht länger hindern dürfe, zu Bette zu gehen. Er erhob sich daher aus seinem weichen, bequemen Sessel und sagte:

— Ich habe Sie nun lange genug aufgehalten, Mademoiselle — Annette, mich genugsam ausgeruht, um für den Rest der Nacht mir mein Lager draußen auf dem Gange aufschlagen zu können.

— Das gebe ich nicht zu! rief Annette lebhaft. Was hindert Sie, die Nacht in meinem Sessel zuzubringen? Ist er etwa nicht bequem genug?

— Er ist vortrefflich und ich wüßte mir kein besseres, angenehmeres Lager.

— Gut, so behalten Sie ihn für diese Nacht.

— Wenn Sie so gütig sein wollen, mir ihn zu borgen, so will ich ihn auf den Gang hinausschaffen.

Einen Augenblick besann sich Annette, dann rief sie rasch und bestimmt:

— Warum das? Auf dem Gange schläft man nicht; bleiben Sie hier in meinem Stübchen.

— Was?! In Ihrer Stube soll ich — schlafen?!

Diese Worte hatte Friedel förmlich herausgeschrien, zugleich jedoch war er aufgesprungen und feuerroth bis hinter die Ohren, bis unter die blonden Haare geworden.

Das Mädchen schaute ihn an und schlug zugleich eine laute, lustige Lache auf, die gar nicht enden zu wollen schien. Statt einer Antwort lief sie zu ihrem Blumentische, nahm eine der dort liegenden Rosen von dunkelrother Farbe, sodann Friedel bei der Hand, und ihn vor den kleinen Spiegel führend, hielt sie die tiefrothe Blume neben seine Wange und rief endlich lustig und noch immer dazwischen lachend:

— Herrlich! köstlich! Genau die Farbe meiner Zimmtrose, glühend wie diese!

Dabei rieb sie ihm leicht und scherzend die purpurrothe Blume auf der gleich rothen Wange hin und her.

Friedel mußte selbst über seinen Anblick, der ihm durch den Spiegel wurde, wie über die drollige Situation, in der er sich befand, lachen, und er that es denn auch eben so ungezwungen und herzlich, wie seine lustige Nachbarin.

— Es ist also abgemacht, Sie bleiben in

meinem Sessel und in — meinem Stübchen, sagte das junge Mädchen endlich, und ihn halb ernst, halb schelmisch anschauend, deutete sie auf die Thür, welche zu ihrer Schlafkammer führte, und fuhr fort: Dort ist mein Appartement, dort schlafe ich. Die Thür hat wohl einen Riegel und ich werde ihn vorschieben — ich könnte sie auch noch durch eine alte Commode verrammeln — aber ich denke, mein bester Schutz ist Ihre — Ehrenhaftigkeit, mein deutscher Herr Nachbar!

— Sie sind ein Engel! konnte Friedel sich nicht enthalten mit wahrem Entzücken auszurufen.

— Ich heiße Annette, entgegnete sie mit einem schalkhaften Lächeln, und wenn Sie mich in Zukunft so nennen wollen, so würde mir das Vergnügen machen.

Dabei zündete sie eine zweite Kerze an und machte Miene, die Stube zu verlassen.

— Ach, Annette! seufzte der warm gewordene Tischler förmlich auf, indem er ihre freie Hand ergriff und diese an seine Lippen führen, küssen wollte.

Doch Annette entzog sie ihm rasch, und sich vor ihn hinstellend, schaute sie ihn mit einer reizenden Koketterie an, und einen Finger ihrer

hübschen Hand auf die frischen rosigen Lippen legend, gleichsam auf diese deutend, sprach sie:

— In Paris küßt man entweder hier — oder gar nicht. Gute Nacht, Nachbar!

Nach diesen Worten war sie verschwunden.

Die Thür ihrer Kammer schloß sich, der kleine Riegel knarrte, und Friedel war allein und kaum im Stande, der kleinen Schelmin oder Fee ein „Gute Nacht, Annette!" nachzurufen.

Lange blieb der ehrliche Tischler auf seinem Flecke stehen, die Augen unverwandt auf die Thür gerichtet, durch welche Annette verschwunden war. Endlich aber mußte er sich setzen.

Sein Blut war in Wallung, seine breite Brust hob und senkte sich, und die Hand mußte oftmals nach der Stirn fahren, um die dort hervorbrechenden Schweißtropfen zu entfernen. Allerlei Gedanken durchkreuzten sein Hirn, und mit sonderbaren Blicken betrachtete er die Thür, hinter welcher das junge, so hübsche und verführerische Mädchen noch immer hantirte und dabei jetzt leise, dann lauter einen lustigen Refrain sang.

All seine Sinne strengte er an, um nichts von ihrem Thun zu verlieren. Endlich vernahm er das Geräusch von rasch hin- und herbewegt

werdenden Leinenstücken und Decken, dann tönte es nochmals laut und vernehmlich an sein Ohr:

— Gute Nacht, Nachbar! Schlafen Sie wohl und träumen Sie etwas recht Schönes! Man sagt, der erste Traum in einer neuen Wohnung — und meine Wohnung ist doch gewiß neu für Sie! — geht in Erfüllung. Also — gute Nacht und — einen schönen Traum!

Letztere Worte waren langsamer, leiser gesprochen worden, dann wurde es stiller in der Kammer.

Friedel vermochte nichts zu erwidern. Es dünkte ihm ein Unrecht, eine Unschicklichkeit — ja eine Entheiligung des Ortes, in diesem Augenblicke noch zu reden. Aber im Herzen sendete er dem Mädchen, das ihn durch ihre natürliche Liebenswürdigkeit so eingenommen, einen warmen, ja innigen Gruß zu, dann warf er sich in seinen Sessel zurück, um zu schlafen und womöglich einen schönen Traum zu träumen. Auch die Kerze war dem Erlöschen nahe, und bald war es in dem Stübchen der kleinen Dachwohnung dunkel und stille, nichts — nichts regte sich mehr, als — etwa das Herz Friedel's, welches noch immer nicht sein früheres ruhiges Schlagen wiederfinden konnte.

— Ein wahres Glück, daß der Spitzbube, der Remy, nicht vor mir nach Hause gekommen ist! murmelte er noch mit einem tiefen Seufzer, als ob eine Last von seinem Herzen genommen worden wäre, dann drückte er den Kopf wider des Sessels Rücklehne und versuchte zu schlafen. —

Doch weder Schlaf, noch der ersehnte Traum schien sich vor der Hand einstellen zu wollen.

Was brauchte er im Grunde auch noch zu träumen? Was er erlebte, war ja fast wie ein Traum und der schönste, den er bis jetzt geträumt. Immerfort mußte er in der Richtung nach der Kammerthür hin horchen und blicken und glaubte endlich wirklich ein leichtes, gleichmäßiges und ihm gar melodisch dünkendes Athemholen zu vernehmen. Wie malte er sich in der Stille, der Dunkelheit der Nacht die seltsamen Ereignisse des Abends aus und was etwa später noch folgen könne — wohl folgen werde! Er fühlte sich zufrieden, glücklich und froh wie noch nie in seinem einfachen Leben, und als ob er schon Herr des herrlichen Lehnsessels wäre, so behaglich streckte er sich zu bequemem Ruhen aus.

Endlich fühlte er doch, daß der Schlaf bald sein Recht fordern würde, was er dem Ersehn-

ten durchaus nicht streitig zu machen willens war — da hörte er Geräusch.

Unten aus dem Hause drang es empor.

Es waren Stimmen, die näherkamen, Männer, welche die Treppe erstiegen.

Friedel richtete sich empor und horchte.

Jetzt erkannte er eine der Stimmen — es war die seines Freundes Remy, welcher endlich — Mitternacht war wohl schon vorüber — heimkehrte.

Der Leichtsinnige!

Die andere Stimme, ebenfalls eine jugendliche und, wie es schien, recht erregte, war ihm fremd.

Sollte Remy noch einen Gast mitgebracht haben? murmelte Friedel.

Er konnte sich eines Lächelns nicht erwehren bei dem Gedanken an die Ueberraschung, die seinem gar zu sorglosen Freunde, wie dem Fremden werden würde beim Anblick des Möbel-Chaos auf dem Corridor und in der Stube.

— Er wird auf der Treppe schlafen müssen — das soll seine Strafe sein! so sagte er leise vor sich hin und legte sich wieder zurück in seinen bequemen Sitz.

Remy und der Fremde waren näher, bis an

die letzte Treppe, welche zu den Mansarden führte, gekommen. Bald mußten sie oben sein.

Doch was war das?

Die Beiden gingen nicht weiter.

Eine Thür öffnete sich; noch einige laut und heiter gewechselte Worte, dann schlug die Thür zu und das Sprechen der Beiden verstummte — verstummte hinter eben dieser Thür, welche natürlich zu einem Appartement der tiefer liegenden Etage gehörte.

— Sonderbar! murmelte Friedel schlaftrunken. Es war doch Remy's Stimme? — Meinetwegen mag er unten schlafen, hier oben wäre es ohne Getöse doch nicht abgelaufen. Aber wen hat er denn eigentlich aufgegabelt, wo ist er eingekehrt? Ein verfluchter Kerl ist er doch, und wer weiß, welch neues Abenteuer er erlebt hat! — Nun aber wollen wir schlafen, flüsterte er noch, doch kaum hörbar, vor sich hin. Gute Nacht — gute Nacht, Du hübsche — Du liebe — Annette! — Gute Nacht!

Einige Augenblicke noch und er schlief den Schlaf der Gerechten. —

Ob und was er in Annettens Stübchen geträumt und ob es in Erfüllung gegangen, werden wir seinerzeit erfahren; eben so auch welch

sonderbares Abenteuer Remy zu gleicher Zeit erlebte, welches auch diesen — gleich seinem Freunde Friedel — die erste Nacht in dem Hause der Rue Rambuteau an ganz anderem Orte zubringen ließ, als in der neugemietheten Wohnung.

Drittes Capitel.

Mademoiselle Agapita.

Nachdem Remy das Haus und die Rue Rambuteau verlassen, gelangte er nach kurzem Gange, allerlei Straßen in buntem Wechsel kreuzend und durchwandernd, in die Rue Montorgueil, in deren Nähe er sein heutiges Diner einzunehmen gedachte.

Doch weder im Rocher de Cancale, noch bei dem hochberühmten „Philipp" kehrte er ein, sondern, beiden Etablissements nur von der Seite einige sehnsuchtsvolle, von schweren Seufzern begleitete Blicke zuwerfend, lenkte er in eine Seitenstraße, Rue du Caire geheißen, ein und machte endlich vor einem Restaurant von sehr bescheidenem Aussehen Halt.

Zwischen zwei schmalen Schaufenstern, welche

mit einigen mit Petersilie garnirten Fleischstückchen, ein paar Fischen, die weder frisch, noch gedörrt, und einigen Flaschen von zweifelhaftem Aussehen geziert waren, befand sich die mit rothen Gardinen prächtig oder auch verschämt verschleierte Eingangsthür. Man hätte das Etablissement füglich eine „Gargotte" nennen können, denn weder Tischtücher noch Servietten waren auf den Tischen, die zu beiden Seiten des Eßzimmers standen, zu schauen. Aber mit rechtem Appetit schienen die zeitweiligen Besucher, Arbeiter und kleine Handlungsdiener, zu speisen, und gar einladend und vielverheißend brodelte und duftete es aus dem Hintergrunde, wo sich, jedoch sorgfältig versteckt, die Küche befand, dem Eintretenden entgegen.

Eine kleine Frau von ziemlichem Umfange, mit lebhaft geröthetem Gesicht, welche Köchin, Dame du Comptoir und Garçon in einer Person zu sein schien, begrüßte den jungen Mann schon bei seinem Eintritt mit vertraulichem Kopfnicken.

Es war Mutter Morel, und leicht, mit lächelnder Miene bewegte Remy sich auf sie zu, und ihr die fleischige, recht warme Hand drückend, fragte er nach kurzem Gruß, was die Karte heute Vortreffliches biete.

— Ein kostbares Entrecot, Deine Leibspeise, sollst Du haben, mein Garçon, entgegnete die kleine runde Frau mit etwas derber, doch noch immer gutmüthiger Vertraulichkeit, doch erst nach der Stunde — Agapita ist oben und hat Dich schon gestern und vorgestern erwartet — und nachdem Du mir gesagt haben wirst, wie weit es mit der Vorstellung meiner Tochter bei Herrn Auber, dem Conservatoriums-Director gediehen ist. Eine Julienne, eine Flasche Macon und ein Dessert giebt's dann auch noch — unter Umständen. Also gehe hinauf, gieb hübsch Deine Lection, und ich will indessen Dein Rippenstück braten.

— Wollen wir die Stunde nicht lieber bis nach dem Essen aufschieben?

— Bewahre! Nach dem Essen darf man nicht singen, das verdirbt die Stimme. So viel habe ich schon weg von der Gesangskunst. Und ein Duett mit Agapita mußt Du schon executiren, meine arme Kleine freut sich zu sehr darauf.

Remy hatte anfänglich dieser kurzen Unterredung ein etwas saures Gesicht gemacht, doch wußte er sich leicht und mit gutem Humor in die Umstände zu fügen, und da es ihm im Grunde durchaus nicht unangenehm sein mochte, mit der

„armen Kleinen" ein Duett aufzuführen, so war er denn rasch wieder recht heiter geworden.

Mit beredten Worten und in wichtiger Weise versuchte er, der Alten zu schildern, welche ungeheure Mühe er sich gegeben, um Mademoiselle Agapita eine Audition bei dem berühmten Componisten und directorialen Herrscher des Conservatoires der Musik und des Gesanges zu verschaffen, wie er bald, vielleicht schon in den nächsten Tagen dies Ziel erreichen werde und Mademoiselle Agapita gewiß sofort als Elevin in die berühmte Gesangsschule aufgenommen werden würde.

Dabei wußte er Mutter Morel so verschmitzt und so lustig anzublicken, so kokett sein kleines Schnurrbärtchen zu streichen und zu drehen, indem er die Ehren und Erfolge andeutete, welche der angehenden Sängerin werden müßten, wenn sie erst einmal Elevin des Conservatoires wäre, daß die Alte im ganzen Gesichte lachte und sich behaglich die Hände über ihrer durchaus nicht allzu weißen Schürze rieb.

Doch Remy hatte Appetit, und da er erst eine Stunde geben mußte, bevor er an sein gebratenes Rippenstück denken durfte, so schickte er sich an, durch die Thür, welche zur Küche und in das

Innere des Hauses führte, das Eßzimmer zu verlassen.

Da fühlte er sich nochmals am Arme erfaßt, und Mutter Morel, versuchend, ihren Mund seinem Ohr nahe zu bringen, sagte ihm noch rasch und diesmal recht leise, doch dafür sehr bestimmt:

— Aber nur gesungen wird dort oben! Ich werde aufpassen. Steht das Clavier, der Mund einen Augenblick still, so bin ich da, und dann sollt Ihr die Mutter Morel kennen lernen. Ich will keine Liebelei in meinem Hause haben, und nur eine Sängerin soll meine Tochter werden! Verstanden?

— Und eine Künstlerin dazu — eine große! entgegnete Remy lachend. —

— Sollte sie mich wirklich in Verdacht haben, daß ich ihrer Tochter auch noch anderen als Gesangsunterricht gebe?

So fragte er sich, indem er die Treppe zu der Privatwohnung der Alten emporstieg.

— Bah, was thut's? fuhr er in seinem leichten Sinne fort. Die Alte mag denken, was sie will, erfahren soll sie doch nichts. Ich will ihr zeigen, daß man Clavierspielen und doch noch

etwas ganz Anderes, weit Unterhaltenderes dabei treiben kann.

Einige Augenblicke darauf stand er vor seiner Schülerin.

Mademoiselle Agapita war ein junges Mädchen von etwa neunzehn Jahren, schlank gebaut, doch mit voller Büste, dunklem Haar und gleichen blitzenden Augen. Ein kleines, allerliebst geformtes Stumpfnäschen gab ihrem recht hübschen Gesichte etwas Pikantes; dies und ihre natürliche graziöse Beweglichkeit und Lebendigkeit, verbunden mit einer ungemeinen Gewandtheit der Rede, bald von einem verführerischen Lächeln, bald von einem koketten Schmollen begleitet und unterstützt, stempelte sie zu einer echten Pariserin. Rechnet man dazu recht warmes Blut und einen ziemlich leichten Sinn, so durfte man sie dreist zu derjenigen Classe ihrer Landsmänninnen zählen, welche berufen waren, des Lebens Lust in raschen vollen Zügen zu genießen, einen Augenblick zu glänzen und zu blenden, um dann — in dem Menschengewoge der ungeheuren Stadt wohl spurlos zu verschwinden — unterzugehen.

Aus ihrem Schlafzimmer hüpfte, flog Agapita mehr denn sie ging dem eintretenden Remy entgegen, und im nächsten Augenblicke lag sie an

seiner Brust; ihre vollen runden Arme umschlangen kräftig und fest den Hals des jungen Mannes und ihre Lippen suchten, wie es schien, auf wohlbekanntem, weil gewiß schon oft betretenem Wege, die seinigen.

Die Umarmung wurde nicht minder feurig von Seite des deutschen Sängers erwidert, und erst nach einer ziemlichen Weile ließen Arme und Lippen von einander ab.

Das war der Gruß des Lehrers an seine Schülerin.

Arme Mutter Morel!

Doch glückliche Agapita — glücklicher Remy! Das Leben ist so schön und besonders für zwei junge Herzen! Warum den Augenblick nicht benützen, den ein freundlicher Zufall bietet, um das schönste Glück zu genießen, welches ein gütiger Gott den armen Menschenkindern geweiht?!

Der Unterricht beginnt.

Agapita setzt sich an das alte, ziemlich verstimmte Clavier, den abgegriffenen Tasten einige schwache schneidende Töne entlockend, und Remy theilt ihr mit flüchtigen Worten die Verdacht bekundende Rede der Mutter mit. Doch das Mädchen lacht hell und lustig auf, und dies Lachen

klingt weit hübscher und melodischer, als die paar Töne, welche sie nun zu singen versucht.

Als Antwort wirft sie das Köpfchen zur Seite, daß die dunklen Locken wie kleine Schlangen das leicht geröthete Antlitz, den schlanken Hals umringeln, und den neben ihr sitzenden jungen Lehrer mit einem lustigen, verschmitzten Blick anschauend, bietet sie ihm die vollen rothen Lippen auf's Neue zum Kusse dar.

Remy beginnt flugs seinen Unterricht auf diese Weise, welche sonderbare, doch gewiß hübsche Methode dem Lehrer wie der Schülerin außerordentlich zu behagen scheint, da diese nicht davon ablassen. Zu gleicher Zeit bearbeiten Beider Hände die Tasten, also ein musikalisches Leben zu Tage fördernd, worüber Mutter Morel in ihrer Eßboutique gewiß sehr erbaut sein wird, denn wenn die beiden jungen Leute also zusammen musiciren, können sie doch gewiß nichts Anderes treiben. So denkt wohl die alte Frau in ihrer Einfalt.

Arme Mutter Morel!

Doch es muß auch gesungen werden; die Mutter muß auch die Stimmen der Beiden hören. Die Lippen trennen sich also, und ihre gewiß höchst angenehme und süße Beschäfti-

gung unterbrechend, schicken sie sich zu anderem Thun an.

Agapita beginnt eine Romanze zu singen, welche auf dem Notenpulte des Spinetts aufliegt.

Doch schön ist ihre Stimme, ihr Singen nicht — im Gegentheil. Ziemlich unrein kommen die Töne zu Gehör, oft kreischend und als ob sie dem Munde einer häßlichen Person und nicht dem eines schönen jungen Mädchens entstammten.

Armer Remy! Wenn Du aus dieser Stimme etwas machen, ihre Inhaberin auf die Bretter, welche die Welt bedeuten, und noch dazu auf die Pariser Bretter bringen willst, so mußt Du schon ein wirklicher Zauberer sein, und das bist Du keineswegs, vorderhand selbst nur ein angehender, des Lehrers sehr bedürftiger Sänger. Doch was kümmert dies den jungen Mann? Er zählt zwanzig Jahre, lebt lustig und froh in den Tag hinein und nur dem Augenblick, die Zukunft im rosigsten Lichte schauend. Er hört vielleicht in diesem Augenblicke nicht einmal das Unschöne in Agapita's Singen. Der Zauber ihrer Persönlichkeit hat ihn wohl blind gemacht für die Mängel und Fehler ihrer Stimme — wie die ihres Herzens.

Wäre Agapita nicht hübsch gewesen, so würde

er trotz der saftigen Rippenstückchen ihrer alten zähen Mutter nicht daran gedacht haben, mit ihr zu singen. So aber — bah, was thut's? Ihre Fehler wird sie schon mit der Zeit ablegen, und bis dahin wollen wir uns gegenseitigen Unterricht geben, und zwar in einer Kunst, welche noch tausendmal schöner ist, als die des Gesanges.

So denkt der junge Mann, welcher das junge Mädchen liebt — oder zum Wenigsten für sie glüht. Und wie er denkt, so handelt er auch, denn nach jeder Strophe der langweiligen Romanze und während des leider nur kurzen Nachspiels wird die andere kurzweiligere Unterrichts-Methode wieder in Anwendung gebracht, in welcher Lehrer wie Schülerin eine Virtuosität entwickeln, die Bewunderung und Neid zu erregen im Stande ist.

Nun singt Remy.

Das klingt anders! Der junge Mann hat eine wirklich schöne Stimme, musikalisches Gefühl und Talent, dabei Geschmack und ganz besonders Ausdruck im Vortrag.

Hier zeigt sich nun auch der Schlüssel des allerliebsten Verhältnisses des jungen Paares.

Obgleich Remy ein ganz hübscher Junge war, der einem Mädchen wohl gefallen konnte, so gab

es gewiß im Kreise der Bekannten Agapita's der jungen Leute in Menge von gleich gefälligem Aeußern, doch sicher Niemanden, der ein solches weiteres Verführungsmittel besaß, wie Remy in seiner hübschen Stimme.

Die Augen Agapita's leuchten — nein, sie glühen förmlich bei den süßen Tönen, die der junge Mann ihr singt, nur an sie mit heißem, leidenschaftlichem Ausdruck richtet. Diese Töne, das ihnen innewohnende glühende Gefühl, haben das junge Mädchen besiegt, sie dem Sänger in die Arme geworfen, sie ihm ganz zu eigen gegeben. Agapita verhehlt dies nicht, denn ihr ganzer Körper pulsirt in heißer Lust, und nicht kann sie warten, bis der Gesang zu Ende ist — um dann die frühere gegenseitige Unterrichtsmethode in noch eifrigerer Weise in Action zu setzen.

Doch nichts ist von Dauer auf dieser armen Erde und die geringfügigsten Umstände vermögen den schönsten Augenblick zu zerstören. So auch hier. Der knurrende Magen des Sängers deutete seinem Herrn und Meister recht überzeugend an, daß es noch etwas Reelleres gebe, als Singen und Küssen, und der Lehrer — der Undankbare! der Barbar! — hob die Stunde auf.

Noch einige Worte wurden rasch gewechselt.

— Wie steht es mit Deiner neuen Wohnung, Henri?

— Heute bin ich eingezogen: Rue Rambuteau 115; ein herrliches Appartement, sechs Treppen über dem Boden, doch dafür dem Himmel um so näher.

— Laß die Späße. Bist Du morgen allein zu Hause?

— Morgen ist Sonntag, da weicht Friedel nicht von der Stelle.

— Das ist fatal! Dann auf Montag Vormittag um elf Uhr. Wir frühstücken zusammen.

— Du bist ein Engel, Agapita! rief Remy mit einem Anflug von Begeisterung aus.

Wie ganz anders klang derselbe Ausruf einige Stunden später aus dem Munde seines Freundes Friedel. Und doch — frivol oder keusch, keck oder innig — einem und demselben Gefühl entsproß er. Die Liebe gebar ihn, nach Liebe verlangte er.

Noch ein rascher heißer Kuß, eine Umarmung und ein Händedruck, dann eilte der Sänger die dunkle Treppe hinab, anderen Genüssen, einem gebratenen Rippenstück und den übrigen culinarischen Verheißungen der Mutter

Morel, erwartungsvoll entgegen; ihnen mußte die schöne Stunde, die noch nicht einmal eine Stunde gewährt und noch viel länger hätte dauern dürfen — unbarmherzig zum Opfer fallen.

Viertes Capitel.

Weitere Abenteuer Remy's.

Remy hatte vortrefflich gespeist.

Mutter Morel war zufrieden mit ihm gewesen; weder Clavier noch Mund hatten stille gestanden und der junge Mann schließlich so schön gesungen — so schön! — daß der Alten das Herz schier weich geworden war und sie an ihre eigene Jugend, an ihren Seligen hatte denken müssen, der auch musikalisch gewesen: er hatte nämlich bei Lebzeiten die Piccoloflöte bei der Nationalgarde gespielt, und von ihm stammte das herrliche Spinett, welches ihre Tochter mit Hilfe des vortrefflichen Herrn Remy zur großen Künstlerin bilden sollte.

Die Alte hatte also aufgetafelt, was Küche und Keller nur Gutes besaßen; die Flasche Macon

fehlte nicht, ebensowenig als Dessert die „Quatre Mendiants", welche indessen bei Herrn Remy durchaus nicht zu „betteln" brauchten, um verspeist zu werden.

Nichts war von dem großen Teller voll Rosinen, Mandeln, Nüssen und Feigen übrig geblieben, denn Mademoiselle Agapita hatte sich auch noch herabgelassen bis in die Eßboutique ihrer Mutter, um mit dem jungen Lehrer noch Verschiedenes zu besprechen, wozu oben weder Zeit, noch Gelegenheit gewesen, wobei denn ihr rosiges Mündchen redlich mitgeholfen, den Mendiants den Garaus zu machen.

Das Thema ihres Gespräches, in das Mutter Morel sich oftmals mit einem kräftigen Worte mischte, schien dem jungen Künstler nicht sehr zu behagen. Es behandelte nur die Einführung Agapita's bei Herrn Auber, dem Director des Conservatoires, und es wollte fast scheinen, als ob Herr Remy da etwas versprochen, was er durchaus nicht im Stande war zu halten, wovon aber die Mutter, und was noch schlimmer war, auch die Tochter nicht willens zu sein schienen, abzugehen.

— Doch was thut's? dachte der lustige Bursche.

Es wird sich dafür wohl auch noch irgend ein Ausweg finden lassen.

Endlich war das gute Diner und das unleidliche Gespräch vorüber, und neugestärkt, voll kecker frischer Lebenslust verließ Remy Mutter, Tochter und Etablissement Morel.

An dem Rocher de Cancale und Philippe schritt er vorüber, diesmal einen ziemlich gleichgiltigen Blick auf die großen Restaurants werfend. Sie hätten beide ihm doch nicht den Genuß bieten können, der ihm geworden. Was sie eigentlich zu bieten im Stande waren, davon hatte Remy übrigens nur eine dunkle Ahnung, denn bis jetzt war es ihm noch nicht vergönnt gewesen, in jenen dem Feinschmecker geheiligten Räumen zu speisen; er war dazu noch nicht genug „großer Künstler".

Doch gedachte er ihre Geheimnisse schon noch kennen zu lernen, die ihrer Küche sowohl, als auch die ihrer kleinen Salons.

— Auch dazu würde Rath werden, meinte er, indem er einen lustigen Refrain summte und die Rue Montorgueil hinabschritt.

Nach dem neuen Kaffeehause in seiner Straße, das er bei seinem heutigen Einzug entdeckt hatte, zog es ihn und mit fast unwiderstehlicher, ahnungs-

voller Gewalt. Seine zwölf Sous, die einzigen und letzten Bewohner seiner Taschen — Portemonnaies kannte die geldbesitzende Menschheit von damals noch nicht — wollte er los werden so rasch, aber auch so fashionabel als möglich.

Es war ein elegantes Café, zugleich entstanden mit der neuen Straße Rambuteau. Hinter großen Spiegelscheiben und geschützt durch blendend weiße und feine Vorhänge prangten die silbernen oder wohl auch imitirten Geschirre, in denen der Kaffee und andere Getränke servirt wurden, sowie einige höchst einladend ausschauend hors d'œuvres, als Schalen für Gefrornes und Eiskübel. Das Innere war reich mit Spiegelwänden versehen und mit Goldzierathen geschmückt, und an kleinen Tischchen mit Marmorplatten saßen die kaffeetrinkenden und dominospielenden Gäste. Der Saal war ziemlich gefüllt, die Zeit des Diners vorüber und demnach der Augenblick gekommen, wo das Café seine eigentliche Herrschaft antritt.

Remy schaute sich mit der Miene eines Kenners, eines Habitués nach einem passenden bequemen Platze um, etwa auf einem der rothsammtenen Divans, welche an den beiden Seitenwänden sich hinzogen. Doch vergebens, alle gu=

ten Plätze waren besetzt, kein freies Tischchen gab es mehr, und der junge angehende Künstler und Epikuräer mußte sich endlich mit einem halben Platze begnügen, das heißt, an einem Tische sich niederlassen, vor dem schon ein anderer Gast saß.

Dieser ältere Besitzer des Tisches schien, obgleich ein junger Mann und recht elegant gekleidet, doch etwas melancholischer Natur zu sein, denn vor ihm stand die demi-tasse unangerührt und er selbst saß da, den Kopf wie in ernstem schweren Sinnen in die Hand gestützt. Da Remy in seinem Zwölf-Sous-Bewußtsein mit lauter Stimme und in frischer Weise den Garçon herbeirief, schaute der Andere auf und mit einem Anflug von Staunen und Verwunderung dem Neuangekommenen in das Antlitz. Nun hatte Remy seine Tasse Kaffee, sein Gläschen Cognac mit einem recht anständigen „bain de pied“, damals sehr beliebt und in Mode, erhalten, und er blickte nun seinerseits den ihn immerfort und mit steigender Ueberraschung Anschauenden an. Das Gesicht kam ihm sofort bekannt vor, und der Andere mußte auch ihn erkannt haben, denn seine, des Fremden, Züge, die, wenn auch just nicht leidend, doch durchaus nicht frisch, noch

froh sich präsentirten, verzogen sich zu einem schwachen, matten Lächeln.

— Heinrich Remy? sagte nun fragend der Melancholische.

— Gerhard — Gerhard Elsen! rief Remy mit frohem, herzlichem Ton, dem Andern die Hand bietend. Hier treffen wir uns wieder, hier in Paris?! Na, das ist eine angenehme Ueberraschung, und ich danke dem Zufall, daß er mich in dies Café geführt. Sonderbar, es drängte mich förmlich hierher; ich ahnte, daß ich etwas erleben würde. Und siehe da, Dich, meinen alten Freund und Schulgefährten, treffe ich. Nochmals sei mir herzlich gegrüßt, Du alter lieber Junge!

Dabei drückte und schüttelte er die Hand des Wiedererkannten mit wahrer Freude.

Der Andere, den Remy Gerhard Elsen genannt, erwiderte den Gruß wohl auch in recht herzlicher, doch durchaus nicht in froher Weise, und schon nach seinen ersten Worten wurde es Remy klar, daß sein Jugendfreund nicht glücklich sei, daß ihn irgend ein wirklicher Kummer drücke.

— Was treibst Du in Paris und — was fehlt Dir, Gerhard?

Dies waren die Worte, welche Remy nach einigen der Heimat, der schönen Jugendzeit gewidmeten Ergehungen an den Freund richtete.

— Das sind zwei kurze, doch wichtige Fragen, alter Freund, entgegnete der Andere, welche ich mit langen Reden, doch auch mit wenigen Worten beantworten kann: ich treibe nichts und mir fehlt — viel.

— So rede, rief Remy mit herzlichem Tone, und kann ich Dir helfen, soll es geschehen.

Der Andere zuckte seufzend die Achseln.

— Bevor ich Dir sagen kann, was mir fehlt, was mir helfen könnte — wenn mir überhaupt noch zu helfen ist — laß mich wissen, wie es mit Dir steht, was Du treibst und was aus Dir geworden ist. Du siehst so zufrieden, so unternehmend aus, daß ich Mühe habe, in Dir den einfachen Professionisten oder Artisan zu erblicken, der Du doch warst, so viel ich weiß.

Remy erröthete leicht, als seiner früheren Stellung als Handwerker gedacht wurde, dann erzählte er mit kecker Lustigkeit, stellenweise auch mit bedeutender Wichtigkeit, wie aus dem Artisan ein Artiste, ein wirklicher Künstler, und zwar ein angehender Sänger geworden, welcher die schönsten, brillantesten Aussichten habe und

sicher bald ein Engagement bei irgend einer italienischen Oper zum wenigsten mit 15—20,000 Francs für die Saison erhalten werde. Große Beschützer habe er sich durch seine Stimme und sein Talent, das alle Welt ihm zuspreche, erworben, bedeutende Namen im Reiche der Musik, der Oper, interessirten sich für ihn und führten ihn ein in Soiréen und Concerte, dem Ruhm und einer brillanten Zukunft entgegen. — Vor allen Dingen erfreue er sich der Protection eines italienischen Maestro, der versprochen, für ihn zu sorgen, und von dessen Verwendung und Fürsprache er das Allerbeste und sogar schon für die nächste Saison hoffe.

Gerhard lächelte unwillkürlich bei dem Bilde von Glück und Erfolgen, welches der angehende Sänger schließlich in begeisterter Weise ihm vorführte.

Er fühlte schmerzlich, wie weit er davon entfernt sei, ähnliche Hoffnungen hegen zu dürfen, und traurig blickte er vor sich nieder, während manch schwerer Seufzer seiner Brust entstieg.

Als Remy geendet, reichte er diesem die Hand und wünschte ihm von Herzen Glück zu den schönen, glänzenden Aussichten, um gleich

darauf wieder in sein früheres Brüten zu verfallen.

Doch davon wollte der heitere, lebensfrohe Sänger nichts wissen.

— Jetzt ist die Reihe an Dir zu erzählen, und Alles will ich wissen; haarklein sollst Du mir beichten, Gerhard, und es müßte ja mit dem Teufel zugehen, wenn wir nicht irgend eine Hilfe finden sollten. Erzähle also, sage mir, was Dich drückt und was Dir fehlt.

Dabei machte er sich seinen Kaffee zurecht und schlürfte behaglich den durch Cognac angenehm gewürzten Trank, während Gerhard nach einigen Augenblicken Sinnens und schweren Seufzern mit matter Stimme seinen recht lamentablen Bericht begann:

— Du weißt, Remy, daß ich das einzige Kind, die einzige Stütze meiner armen Mutter bin, denn mein liebes Schwesterchen Bertha starb uns vor etwa fünf Jahren. Meinen Vater habe ich nicht gekannt, er verließ die Mutter kurze Zeit vor meiner Geburt und wird wohl schon längst todt sein; Gott mag ihm vergeben, was er an uns — an Anderen verbrochen! — Aus der Schule kam ich auf ein Comptoir und wurde Kaufmann, doch hielt es mir nach meiner Lehr-

zeit schon schwer, eine Stellung zu finden, und so entschloß ich mich denn endlich, meine Heimat zu verlassen und nach Paris zu gehen, um dort mein Glück zu versuchen. Mit schwerem Herzen ließ meine gute Mutter mich ziehen; sie unterstützte mich reichlich, in einer Weise, die wohl über ihre Kräfte ging, denn sie lebt von den Zinsen eines kleinen Capitals und — von den Erträgnissen, welche ihre Arbeiten ihr bringen.

In diesem Augenblicke näherte Remy, der scheinbar zerstreut zugehört hatte, wohl mit anderen Gedanken beschäftigt gewesen war, sein Gesicht dem des Freundes und flüsterte ihm zu:

— Sieh Dir doch einmal den Menschen dort an. Wie sonderbar er ausschaut und wie er uns anblickt. Kennst Du ihn etwa?

Langsam und vorsichtig wendete Gerhard Elsen den Kopf nach der angedeuteten Richtung hin.

An einem der kleinen Tischchen, ganz in der Nähe der beiden jungen Leute, saß ein Herr von ziemlich auffallendem Aeußern.

Es war ein Mann von etwa fünfzig Jahren und von nicht gewöhnlichem Zuschnitt, sondern ein wirklicher Charakterkopf. Das ge-

bräunte Antlitz zeigte scharf markirte Züge, und ein Paar Augen schauten unter der hohen Stirn hervor, die finster und drohend, doch gewiß auch noch recht gutmüthig zu blicken vermochten.

Am auffallendsten war der Haarwuchs. Lang und graumelirt umrahmte er in reicher Fülle das Antlitz und vereinigte sich fast mit dem ebenfalls grauen und starken Backenbart.

Der Hals war bloß und der Hemdkragen nur von einem lose umgeknüpften Seidentuche gehalten.

Die Kleidung schien von guten Stoffen und gleicher Arbeit, doch wurde sie leicht und bequem, sogar etwas nachläßig getragen.

Alles deutete darauf hin, daß der Mann ein Fremder sei, der wohl reich, doch ganz gewiß ein Sonderling war.

In dem Augenblicke, da Gerhard sich nach ihm umwendete, sprach der Fremde mit dem Garçon.

In englischer Sprache redete er ihn an, und als der Pariser kaffeeschenkende Ganymed mit bedauerndem Lächeln die Achseln zuckte, verlangte er in fließendem Französisch, wenn auch etwas fremdartig accentuirt, in großer Gemüthsruhe eine Bavaroise.

Remy mußte sich wohl geirrt haben, denn der interessante Fremde kümmerte sich nicht im Mindesten um seine Nachbarn, die beiden jungen Leute, sondern begann eins der großen Tagesblätter, und zwar von der ersten Zeile an, zu lesen, wobei er sich behaglich in seinen Sitz zurücklehnte, als ob es außer seiner Zeitung nichts Weiteres mehr für ihn auf der Welt gegeben.

— Es ist ein Engländer oder gar ein Amerikaner, sagte Gerhard flüsternd zu seinem Freunde. Ich kenne ihn nicht, obgleich ich das Gesicht schon mehrmals auf meinen Wegen getroffen haben. Er muß wohl in der Nähe wohnen. — Doch höre nur weiter zu, wenn Du sonst Lust dazu hast.

— Erzähle! rief Remy, welcher kaum noch an das auffallende Gesicht dachte, das ihn für einige Augenblicke beschäftigt hatte.

— Ich kam nach Paris und fand bald eine recht gute Stellung in einem großen Bankhause. Die Mittel, welche mir durch meine Mutter geworden, sowie mein guter Gehalt setzten mich in den Stand, das Hotel Garni zu verlassen und mir ein eigenes kleines Appartement zu miethen und zu möbliren. Ich fühlte mich recht glücklich und wähnte mich auch schon auf dem Wege zu

irgend einem hübschen Ziel, welches mir gestatte, recht bald etwas für meine Mutter thun zu können. Doch wie täuschte ich mich! Das Unglück kam nur zu schnell über mich. Eines Tages wurde ich zu dem Chef des Hauses beschieden, und der Mann, welcher bis dahin äußerst freundlich gewesen, mich sogar in seine Familie eingeführt, erklärte mir mit dürren Worten und eisiger Kälte, daß er mich ferner nicht mehr beschäftigen könne. Ich gerieth in keine kleine Aufregung und verlangte die Ursache dieser meiner plötzlichen Entlassung zu wissen. Doch mein Principal zuckte als Antwort die Achseln und deutete durch eine kalte Verbeugung an, daß unsere Unterredung zu Ende und ich entlassen sei. Ich mußte gehen. Wie ein Wahnsinniger eilte ich nach Hause. Ich war mir nichts Uebles bewußt, hatte stets meine Pflicht gethan, von meinen Vorgesetzten für meine Arbeiten nur Lob und Zufriedenheit geerntet. Ich war trostlos, der Verzweiflung nahe; doch bald faßte ich mich wieder so weit, daß ich mich nach einer andern Stelle umsehen konnte. Diese fand ich denn auch recht bald, ebenfalls in einem großen Hause und unter für mich glänzenden Bedingungen. Man fragte mich nach dem Ort meiner letzten Wirksamkeit. Ohne Anstand nannte

ich das Haus meines früheren Chefs. Als ich am andern Tage hinkam, um meinen Platz im Comptoir einzunehmen, da — alle Teufel! — wiederholte sich dieselbe peinliche und entsetzliche Scene. Man bedauerte, mich nicht beschäftigen zu können und wies mir kalt, ohne Erklärung, die Thür.

Der junge Mann schlug in seiner Erregtheit, in die er sich aus leicht erklärlichem Grunde hineingeredet, auf die Tischplatte, daß die Tassen klirrten und der fremde Nachbar von seiner Zeitung aufschaute und einen eigenthümlichen Blick auf den Sprecher warf, dessen Worte er sicher gehört, wohl auch verstanden haben mochte.

Remy war stille geworden, denn er konnte sich die traurige Lage seines Jugendfreundes wohl vorstellen.

Nach dieser Aufwallung verfiel der Erzähler wieder in sein früheres dumpfes Sinnen und fuhr dann langsam fort:

— Was soll ich Dir noch weiter vorjammern?! Wie in diesem Hause erging es mir noch in sechs anderen Geschäften. Anfänglich überall gut aufgenommen, wurde ich, nachdem ich meinen früheren Principal genannt, wieder kühl und in fast beleidigender Weise abgefertigt. Ich bekomme

eben in Paris keine Stellung mehr, und da ich den Grund leider zu kennen glaube, werde ich anderwärts wohl auch keine finden. Was bleibt mir übrig? Meine Mittel sind zu Ende; ein halbes Jahr schon lebe ich ohne Verdienst, an meine Mutter mag und darf ich mich nicht wenden, und so wird mir wohl nichts Anderes übrig bleiben, als — meinem verpfuschten Leben ein Ende zu machen. Da hast Du meine Geschichte, meine Hoffnungen. Nun sage, ob Du mir helfen kannst.

Mit einem bittern Lächeln hatte der junge Mann seine Mittheilung zu Ende gebracht, und Remy, in Wahrheit von dem Gehörten ergriffen, saß da und wußte anfänglich kein Wort des Trostes, der Aufmunterung zu finden. Glaubte er doch auch eine Ahnung von der Ursache der widrigen Lebensschicksale seines Jugendfreundes zu haben, und diese mußte von so eigenthümlicher Natur sein, daß sie ihm als ein wirkliches und wohl kaum zu beseitigendes Hinderniß für das Fortkommen Gerhard's vorkommen mochte.

Auch der sonderbare Fremde schien der Erzählung mit einem gemischten Gefühl von Theilnahme und Unwillen gefolgt zu sein — er mußte demnach wohl auch die deutsche Sprache verstehen

— denn oftmals schaute er mit finsterem Blick auf die beiden jungen Leute und besonders auf den Sprecher. Doch blickte er immer wieder in seine Zeitung, und seine Lectüre mochte ihn wohl noch mehr interessiren, als die sonderbaren Schicksale des armen Gerhard Elsen.

Endlich raffte sich Remy auf.

Alle trüben Gedanken von sich abschüttelnd, ließ er seine kecke, sorglose Lebenslust wieder in ihre Rechte treten, und mit frischem, aufmunterndem Ton rief er Gerhard zu:

— Ich will Dir helfen, Freund! Ja, schaue mich nur verwundert an, ich will und kann Dir helfen und guten Rath geben. Laß sie laufen diese Geldmenschen und Handelsleute mit ihren düsteren Comptoirs und langweiligen riesigen Büchern. Mache es wie ich, wechsle Deinen Stand und werde meinetwegen auch — Künstler! Du hattest als Knabe eine schöne Stimme, spieltest Clavier, daß die ganze Klasse Dich bewunderte und beneidete. Du bist noch jung und Tüchtiges kann aus Dir werden. Wenn Du Dich nicht zum Sänger heranbilden willst, so werde Virtuose, das ist auch eine lohnende und schöne Carrière. Arbeite, übe fleißig, mache Dir einen Namen, und ich bin fest überzeugt, daß die großen Herren

Banquiers, welche Dir so schmählich mitgespielt, sich noch glücklich schätzen werden, Dich für ihre Salons, ihre Soiréen gewinnen zu können. — Habe Muth, alter Junge, und laß die trüben Gedanken fahren! Das Leben ist so schön, besonders das eines Künstlers! Ich will Dich schon einweihen, Dich auf den rechten Weg bringen, und frohen Herzens noch sollst Du des Augenblicks gedenken, der uns zusammengeführt!

Man hofft so gern und so leicht, wenn man zwanzig Jahre zählt, hält kaum etwas für unmöglich, unerreichbar, und ein Strohhalm kann als Brücke zum ersehnten Ufer erscheinen. Also erging es auch Gerhard Elsen.

Er hatte anfänglich stumm und brütend dagesessen, dann den Sprecher verwundert angeschaut. Endlich aber mußte der als gut angekündigte, doch gewiß etwas leichtfertig ertheilte Rath des angehenden Sängers, gestützt auf das Bewußtsein, daß es mit der Stimme und dem Clavierspiel so ziemlich seine Richtigkeit habe, ihm aber als wirklich gut und praktisch erschienen sein, denn sein Gesicht erheiterte sich merklich, und er sprach, wenn auch noch immer etwas zweifelnd, doch schon mit recht freudigem Tone:

— Du meinst wirklich, ich könnte — mir mein Brod als Musiker verdienen?

— Und warum nicht? Da laufen Dir Kerls in Paris umher und geben Clavierunterricht die Stunde für fünf und zehn Francs, welche kaum einen miserablen Dreivierteltact radbrechen können. Es kommt hier Alles auf die Art und Weise an, wie man sein Licht leuchten läßt, und darinnen sollst Du Unterricht erhalten. Ich werde Dich mit Leuten zusammenbringen, welche Dich instruiren und auch poussiren werden. Also Muth und eingeschlagen, neugeschaffener Künstler und Virtuose!

Und Gerhard Elsen schlug in die dargebotene Rechte.

— Jetzt laß uns Rücksprache nehmen, wo und wie wir uns morgen treffen können, damit ich Dich vorerst einführe in den Kreis meiner musikalischen Freunde, wo sich dann das Weitere und gewiß schon sofort ergeben wird. Wie glücklich bin ich, Dich gefunden, der Kunst geworben zu haben, Du lieber alter Freund!

Und der lustige gutmüthige Sänger schüttelte die Hand des Jugendfreundes mit unverkennbarer Herzlichkeit.

Seine Worte, sein Thun mußten einen wahren

zauberhaften Eindruck auf Elsen ausüben, denn dieser schien bald wie umgewandelt. Seine Augen leuchteten, und sein Gesicht, von einem hübschen Barte eingerahmt, hatte bereits einen ganz andern, frischeren und jugendlicheren Ausdruck erhalten.

— Ich hole Dich ab, sagte er zu Remy. Nenne mir Deine Wohnung und die Stunde, wann ich Dich treffen kann.

— Ich wohne Rue Rambuteau.

— Ei, in dieser Straße wohne auch ich.

— Das trifft sich ja herrlich! Mein Appartement, welches ich heute bezogen habe, befindet sich sechs Treppen hoch in dem Hause Nummer 115.

— Das nenne ich einen merkwürdigen, doch glücklichen Zufall! rief Gerhard Elsen wahrhaft überrascht, doch recht freudig aus. In demselben Hause ist auch mein Quartier, doch nur fünf Treppen hoch.

— Bravo! Das ist des Himmels Strafgericht — Fügung, wollte ich sagen, recitirte der Sänger, indem er Gerhard auf's Neue und vor Freude lachend die Hand drückte.

— Dann bist Du wohl einer der beiden Handwerker, welche heute einziehen sollten, wie mir unser langer Portier Merlüche gesagt?

— Fi donc! Was Handwerker! entgegnete Remy mit einer Grimasse. Ich bin Artiste und Merlüche ist ein Esel! Mein Freund, bei dem ich wohne, eine ehrliche Haut, ein wackerer lieber Kerl, der ist freilich noch immer Tischler und wird es wohl auch sein ganzes Leben lang bleiben, der arme Teufel! Nun, die ganze Welt kann ja nicht der Kunst obliegen und glücklich werden. Ich aber bin Künstler, und das will ich dem dürren Herrn Merlüche oder Merlan, wie der Kerl von Rechts wegen heißen sollte, schon in aller Form zu verstehen geben.

— Beruhige Dich nur, rief Gerhard lachend, und sage mir lieber, wer eigentlich Dein Stubencamerad ist.

— Du kennst ihn recht gut, auch ein Landsmann, ein Jugendfreund und Schulgenosse. Der dicke Fridolin Grein, der Sohn von dem Grein, der so lange Jahre Kassediener —

Remy hielt in seinem Redefluß erschrocken inne, als ob er im Begriff stehe, etwas zu sagen, was seinen Freund verletzen müsse.

Zugleich und im selben Augenblick ließ sich das laute Klirren eines zerbrechenden Glases vernehmen.

Die beiden jungen Leute schauten sich ver-

wundert um. Remy wohl recht zufrieden, eine Ursache gefunden zu haben, seinen etwas unvorsichtigen Bericht zu unterbrechen.

Es war der in ihrer Nähe sitzende Fremde, welcher das Glas, in dem man ihm seine Bavaroise servirt, entweder auf die Marmorplatte des Tisches hatte fallen lassen, oder in einer plötzlichen zornigen Aufwallung darauf niedergestoßen. Für letzteres sprach sein zorngeröthetes Gesicht und der finstere Blick, womit er in die Zeitung schaute. Er mußte wohl einen Artikel gefunden haben, der einen solchen auffallenden Ausbruch veranlaßte.

Der Garçon kam herbeigesprungen, um die Scherben wegzuräumen, den Tisch zu reinigen.

Das laute Gespräch der beiden jungen Leute war verstummt, und sie schauten nur dem ferneren Beginnen des sonderbaren Fremden zu.

Dieser warf dem Garçon ein Fünffrancsstück hin, als ob es ein Sousstück gewesen wäre, dann erhob er sich, um fortzugehen. Im nächsten Augenblick aber mußte er sich wieder anders besonnen haben, denn er warf sich gleichgiltig auf seinen Sitz zurück, bestellte eine Limonade und ein Abendblatt. Der Garçon flog von dannen, um die Wünsche des Mannes, der ganz sicher

ein englischer oder indischer Nabob sein mußte, mit Windeseile zu erfüllen.

Einige Augenblicke später war Alles wieder im alten Geleise; der Fremde las und schlürfte das kühlende, beruhigende Getränk, und die beiden Freunde plauderten.

— Ich muß jetzt heim, denn ich habe dem Friedel versprochen, das Zimmer einzuräumen.

— Ach was! Wir bleiben zusammen, machen zuerst einen kleinen Spaziergang auf den Boulevards, wobei wir uns ausplaudern können, und dann soupiren wir mit einander. Ich habe noch einige Francs in der Tasche.

— Ich keinen Sous mehr — wie gewöhnlich! flüsterte der Sänger leise, doch mit lustigster Sorglosigkeit; die zwei letzten hat der Garçon erhalten. — Aber meine Stube muß ich doch vorerst in Ordnung bringen.

— Das wird der Friedel schon thun, wenn er heimkehrt.

— Und thut er es nicht, so müssen wir auf dem Boden schlafen.

— Warum nicht gar! Du schläfst diese Nacht in meiner Wohnung. Ich habe noch ein gutes Sopha; alles Uebrige ist außer meinem

Piano, von dem ich mich zuletzt getrennt hätte, so ziemlich aufgezehrt.

— Wie, Du Crösus, ein Piano nennst Du Dein eigen?

— Und noch dazu ein recht hübsches. Sein Verkauf wäre auf alle Fälle der Anfang meines Endes gewesen, sagte Gerhard.

— Ein Glück, daß Du es noch hast. Das wird Dich bei meinen Freunden schön in Respect setzen, Dich auf der neuen Bahn voranbringen. — Hat der Kerl ein eigenes Clavier und will verzweifeln!

— Also, wir bleiben den Abend beisammen.

— Meinetwegen. Der Friedel mag das Zimmer allein in Ordnung bringen.

— Dann wollen wir gehen. Der Abend ist schön und ein Spaziergang wird mir wohl thun. Ich muß Luft haben.

Damit erhob sich Gerhard, Remy folgte ihm und bald darauf hatten die beiden jungen Leute das Café der Rue Rambuteau verlassen und schritten in der Richtung nach den Boulevards dahin.

Der Fremde hatte sein Blatt hingelegt und schaute ihnen nach; dann blickte er eine lange Weile, den Kopf in die Hand gestützt, die Brauen

finster zusammengezogen, auf die Stelle, wo Gerhard Elsen gesessen. Düstere, böse Gedanken mußten ihn bewegen, denn seine breite Brust hob sich mächtig und die Finger ballten sich auf seiner Stirn zu einer Faust, während die Lippen sich bald fest auf einander preßten, bald allerlei Worte zu murmeln schienen.

Endlich erhob er sich.

Reichlich bezahlte er den Kellner, dann nahm er seinen Hut und verließ langsam das Café.

Die neue Straße schritt er hinab, und seine Augen suchten die Nummern über den Hausthüren.

Auf den Eingang des Hauses 115 heftete er einen langen und finstern Blick, dann murmelte er in deutscher Sprache:

— Hier also wohnt er, fünf Treppen hoch, und auch der Sohn von — Haha! das muß wahr sein, der Zufall hat da ein sauberes Stück Arbeit zuwege gebracht.

Dann warf er mit rascher Bewegung den Kopf zurück, daß seine langen Haare sich flatternd bewegten, und seiner ganzen Gestalt eine kräftigere Haltung gebend, schritt er die Straße dahin.

Die beiden Freunde und angehenden Künstler aber verbrachten einen recht angenehmen Abend, welcher sich zum Aerger des langen Por=

tiers ihres Hauses, den Remy in seinem Zorn Merlan getauft hatte, und zum gerechten Staunen des ehrlichen Friedel bis nach Mitternacht verlängerte. Wie sie nach Hause gekommen, haben wir in einem früheren Capitel gesehen, und wissen nun auch, wo Remy die Nacht zugebracht, welch sonderbaren Umstand Friedel sich nicht zu erklären gewußt und erst am andern Tage von seinem Freunde erfahren sollte.

Ob Friedel indessen ebenso aufrichtig sein und seinem Stubencameraden erzählen wird, welch merkwürdiges Abenteuer er erlebt und wo er während dieser verhängnißvollen Nacht geschlafen, dürfte sehr zu bezweifeln sein, denn wenn der deutsche Tischler auch eine wirklich gutmüthige und ehrliche Seele war, so fühlte er doch, daß sein leichtsinniger Freund nicht Alles zu wissen brauche.

Und darin mochte er vollkommen Recht haben.

Fünftes Capitel.

Drei Gesellen.

Der folgende Tag war ein Sonntag.

Gegen neun Uhr finden wir die beiden Freunde Friedel und Remy in ihrem Dachstübchen beim Frühstück.

Friedel hatte nicht allein am frühen Morgen und noch bevor seine hübsche Wirthin ihr Lager verlassen, die Möbel eingeräumt, aufgestellt und die beiden Kammern in Ordnung gebracht, sondern auch schon das Frühstück, in einem Milchkaffee bestehend, bereitet, wozu er Milch und Brod, Butter und Käse höchst eigenhändig und wie gewöhnlich geholt. Das Frühstück war kaum fertig gewesen, als Remy erschien und sich sofort, als ob nichts zu erörtern sei, an den höchst einfach hergerichteten Tisch setzte. Auf demselben

war zwar kein Tafeltuch zu schauen, dafür aber eine alte Zeitung, welche die Butter und den Käse enthalten hatte. Erstere, wohl für einige Tage bestimmt, prangte allein auf einem Teller von recht zweifelhaftem Aussehen, während letzterer, ein recht appetitlich ausschauendes Stück Fromage de Brie, noch immer auf seiner papiernen Hülle lag.

Aus großen Töpfen, kleinen Suppenschüsseln ähnlich, wurde der mehr weiße als braune Trank genossen, und er schien den Beiden köstlich zu schmecken, wie auch das herrliche weiße Brod, das in einem wohl zwei Ellen langen Exemplar auf dem Tische lag.

Remy erzählte, wie er Gerhard Elsen getroffen, den Abend mit dem alten wiedergefundenen Freunde zugebracht, der merkwürdigerweise hier im Hause wohne und in dessen Appartement, eine Treppe tiefer gelegen, er die Nacht geschlafen, und zwar auf einem recht bequemen und eleganten Sopha.

Friedel schien zerstreut zu sein; er dachte wohl an andere Sachen, und daß er Ursache dazu hatte, wissen wir.

Er kannte den Gerhard recht wohl und wußte mehr über ihn und seine Verhältnisse als Remy.

Es war, als ob er die neue Bekanntschaft nicht gar zu hoch anschlage; auch nahm er die Mittheilung, daß Gerhard den Jugendfreund noch diesen Vormittag besuchen werde, mit anscheinender Gleichgiltigkeit auf.

Mit wenigen Worten berührte er dies Alles, doch damit begnügte sich Remy nicht; er wollte von Friedel mehr über den Freund erfahren, denn die jetzigen sonderbaren Schicksale Gerhard's hatten ihn überaus neugierig darauf gemacht. Er drang also in Friedel, ihm zu erzählen, was er von den früheren Verhältnissen der Familie Elsen wisse, und der Tischler meinte endlich, das wolle er ihm mit wenigen Worten sagen; Remy könne es vielleicht benützen, da er, wie es ihm scheinen wolle, in Gerhard einen Freund gefunden, mit dem er gewiß für längere Zeit in näherer Berührung bleiben werde.

So erzählte denn Friedel dem aufhorchenden Remy Folgendes:

— Der Vater Gerhard's war Kassirer in dem großen Bankhause Ollenheim in unserer Vaterstadt C. Das aber war vor unserer Zeit, und was ich Dir erzähle, weiß ich nur aus den vielen Gesprächen über denselben zwischen meiner Mutter und meinem Vater, welche leider regelmäßig in

Zank und Streit übergingen und die ich, Gott sei's geklagt, von Jugend auf mit anhören mußte. Mein Vater war, wie Du weißt, Kassediener in demselben Hause. Der Elsen hatte eine junge hübsche Frau, die sollte nun ein sträfliches Verhältniß mit dem ältesten Sohne des Hauses, Leo geheißen — er ist auch schon längst gestorben — gehabt haben. So sagte nämlich mein Vater, während meine Mutter Alles stets und entschieden in Abrede stellte. Eines Tages verschwand der Kassirer Elsen aus der Stadt und mit ihm die Kasse. Es war eine colossale Summe, und wie man sagte, von 150,000 Thalern. Der Flüchtling wurde verfolgt, doch hatte er seine Vorkehrungen so gut getroffen, daß man nicht die mindeste Spur von ihm aufzufinden vermochte.

Das Haus gerieth durch den entsetzlichen Diebstahl an den Rand des Verderbens, doch fallirte es nicht; es wurde unterstützt, verschmerzte den Verlust und ist heute blühender, bedeutender denn je.

Die Frau des Elsen war in eine trostlose Lage gerathen. Sie hatte ein Kind, ein kleines Mädchen von etwa zwei Jahren, und einige Monate nach der Flucht ihres Mannes gab sie einem Knaben das Leben. Das war Gerhard. Sie

mußte für ihre Kinder arbeiten, denn wenn der junge Herr Leo ihr auch näher gestanden hatte, so bekümmerte er sich nun gar nicht mehr um sie. Einige Jahre darauf erbte sie eine kleine Summe, von der sie dann lebte. Freilich mußte sie dabei noch tüchtig arbeiten und wird es heute noch mehr thun müssen denn früher, da ihre Tochter, ein stilles, hübsches Mädchen, das ihr treulich beistand, vor mehreren Jahren gestorben ist und Frau Elsen, wie Du mir gesagt, den Gerhard so reich unterstützt hat, daß er hier in Paris sich solch ein Appartement miethen und auf dem Fuße eines reichen Herrn leben konnte.

Doch was geht's mich an!

Noch war in dem Hause ein Buchhalter mit Namen van Owen; derselbe muß um das Verhältniß der Frau Elsen mit dem Herrn Leo gewußt und dem Kassirer nähergestanden haben. Dies und noch Anderes ging aus den Streitigkeiten zwischen meinen Eltern über diese Angelegenheit hervor. Dieser van Owen gab kurze Zeit nach der Flucht Elsen's, von dem man auch nie mehr eine Silbe hörte — er wird wohl schon längst den Weg alles Fleisches gegangen sein — seine Stelle auf und verließ die Stadt. Was aus ihm geworden, ob er noch lebt oder auch ge=

storben ist, weiß ich nicht. Nur so viel weiß ich, daß er vor seiner Abreise meinem Vater eine nicht unbedeutende Summe, wohl als Lohn für mehrjährige Dienstleistungen und bewiesene Anhänglichkeit, verehrte.

Das Geld aber brachte meiner Familie keinen Segen, denn mit ihm zog der Unfriede erst recht, ja das Unglück in unser Haus ein. Mein Vater ergab sich dem Trunk, und in solchen Augenblicken begannen die Streitigkeiten zwischen ihm und meiner armen Mutter, welche immer den Elsen, seine Frau und den van Owen, sowie die alten Vorfallenheiten betrafen, über welche meine Eltern ganz entgegengesetzter Ansicht sein mußten. Diese Meinungsverschiedenheiten haben meiner Mutter das Leben und mir meine Jugend verbittert, denn stets heftiger wurde der Vater, und mit meiner armen Mutter litt ich schwer darunter.

Indessen ging unser Hauswesen immer mehr zurück; mein Vater verlor seine Stelle, das Geld war mit der Zeit auch aufgezehrt oder vielmehr vertrunken worden, und die Folgen blieben nicht aus. Mein Vater wurde krank — irrsinnig, und kam endlich durch die Fürsprache seines alten Principals, des Banquiers Ollenheim, in das städtische Spital.

Es war dies recht traurig für meine arme Mutter, doch hatte es auch wieder sein Gutes. Wir lebten nunmehr ruhig und von ihrer Hände Arbeit. Ich half ihr so gut ich konnte; es war freilich nicht viel, was ich zu thun vermochte — und jetzt kann ich ihr mit gar nichts helfen. Doch verliere ich den Muth und die Hoffnung nicht, der armen Frau, meinem lieben guten Mütterchen, doch noch einmal ein recht ruhiges und zufriedenes, ja glückliches Alter bereiten zu können. —

Friedel hatte den größten Theil seiner Erzählung, seine eigenen Familienverhältnisse betreffend, vor sich hin und gleichsam nur für sich gesprochen. Es hatte wohl auch nur für ihn Interesse, sich in der Erinnerung an frühere Zeiten und peinliche Vorfallenheiten zu ergehen. Remy zeigte dies deutlich, denn er merkte wenig auf die letzten Worte seines Freundes, sondern schien nur die erste Hälfte der Mittheilung festzuhalten und in seinem Kopfe herumzuwerfen.

— Es ist so! murmelte er vor sich hin, als Friedel verstummt war und den heraufbeschworenen Erinnerungen wohl in Gedanken noch weiter nachhing. Gerhard's erster Principal hat erfahren, daß der alte Elsen — ein Dieb gewe-

sen, mit der Kasse durchgegangen war, und da hat er den Sohn vor die Thür gesetzt; die Anderen haben es ebenso gemacht. Armer Gerhard! — Doch pfui über die elenden Krämerseelen! Wartet nur, wir wollen euch zeigen, daß man sich eine Stellung, einen Namen machen, Ruhm und Glück erwerben kann, auch wenn der Vater den Namen — befleckt hat. Was kann der Gerhard dafür? — Im Nothfalle nehmen wir einen andern Namen an und nennen uns — Elsani, das klingt vortrefflich. Aber das wird nicht nothwendig sein, das hieße zu viel Rücksicht auf diese miserablen Geldphilister nehmen!

— Guten Morgen, Freunde! rief plötzlich eine Stimme in heiterer, froher Weise, und Gerhard Elsen, dem das Zwie- und Selbstgespräch bis jetzt gegolten, betrat die Mansarde.

In herzlicher Weise begrüßte der junge Mann, bei dem mit der Hoffnung auch eine frische Lebenslust eingekehrt zu sein schien, den Jugendbekannten und Landsmann Grein.

Letzterer war anfänglich zwar etwas zurückhaltend, doch ließ er sich bald von der offenen Freundlichkeit Gerhard's gewinnen und ebenso herzlich erwiderte er dann dessen Worte.

Bald saßen die drei Gesellen da und plauderten in traulicher, gemüthlicher Weise von der Heimath, der Jugendzeit und von ihren Hoffnungen und Aussichten.

Friedel hatte nur ein Ziel im Auge, und offen, ja mit leuchtenden Blicken sprach er es aus: ein eigenes Atelier wolle er zu errichten trachten, und zwar hier in Paris, einen häuslichen Herd sich gründen, ein braves Weib freien und sein Mütterchen zu sich nehmen und dann in der Arbeit, in seiner Familie das Glück des Lebens suchen und gewiß auch finden.

Remy nannte dies mit heiterem Spott „spießbürgerliche An- und Aussichten". Er wolle allein der Kunst leben, so meinte er, indem er sich in eine wahre Begeisterung hineinredete, die große, herrliche Gotteswelt durchziehen, alles Schöne und Kostbare, was sie nur zu bieten habe, sich zu erringen suchen und dann froh genießen — die Mittel dazu würde ihm seine geliebte Kunst schon geben, deren Dienst allein ihm schon höchstes Glück gewähre. Ihrer würdig zu werden und sein Ziel zu erreichen, darauf wolle er mit aller Kraft hinarbeiten und werde auch sicher all das Herrliche erlangen, was sie ihm verheiße.

Friedel schaute bei diesen Worten recht ernst drein.

— Und wenn die Tage kommen, die uns nicht gefallen? Wenn Du keine Lust mehr hast am Singen, wenn Du — vielleicht nicht mehr singen kannst?

— Ah bah, daran denke ich vor der Hand noch nicht! entgegnete der Sänger leicht und fröhlich. Bis dahin bin ich ein reicher Mann und lebe von meinen Renten, die ich mir ersungen.

— Gott gebe es, ich wünsche es Dir von ganzem Herzen! sagte Friedel, dem Freunde die Hand reichend und sie herzlich drückend. Mögen wir alle Beide zu solch ersehntem Ziele gelangen, ich durch die Arbeit, mein Handwerk, Du durch frohes Singen, durch Deine Kunst!

Gerhard, welcher lächelnd den Beiden zugehört, sprach nun mit einer fast eben so leichten Sorglosigkeit, doch mit mehr Ruhe, als sein Freund Remy:

— Wenn Ihr Beide bestimmte, obgleich verschiedenartige Wege zu Eurem Ziele wandelt, so will ich den Weg, den ich zu gehen habe, wie mein Schicksal, meine Zukunft — dem Zufall anheimgeben. Ja, staunt und lacht nur! Ich

rechne auf ihn und er wird mich nicht im Stiche lassen. Gestern gab ich Alles verloren, ich war des Lebens müde und wollte ein Ende machen. Es gab keine Aussicht mehr für mich, so meinte ich, wie keine Hilfe, die ich durch eigene Anstrengung und Berechnung herbeizuführen im Stande wäre, als etwa nur — durch einen Zufall. Ich dachte bei mir, hat der Zufall Erbarmen, zeigt er mir jetzt noch einen Ausweg, so will ich ihm auch ferner vertrauen. Kaum hatte ich diesen Gedanken gefaßt, mir wiederholt, siehe da! da erschien mir auch der Zufall, und zwar in Deiner Person, Remy.

— Haha! da hatte er sich einen gelungenen, doch richtigen Repräsentanten gewählt! konnte Friedel sich nicht enthalten, einzuschalten.

— Du zeigtest mir einen neuen Weg, ein neues Leben; ich will ihn gehen, mit meiner Vergangenheit brechen und Dir, Deinem Fingerzeig — dem Zufall folgen und einmal sehen, wohin ihr mich führen werdet.

— Der Eine ist so leichtsinnig wie der Andere! rief nun der Tischler mit komischem Unwillen aus. Du, Remy, bist es, weil es eben in Dir steckt und Du nicht anders kannst. Du aber, Gerhard, bist leichtsinnig aus freien Stücken,

mit Bewußtsein, und das will mir noch entsetzlicher dünken. Doch hoffe ich, daß eben der Zufall Dir recht bald irgend etwas in Deinen Weg werfen wird, was Dich auf andere, bessere Gedanken zu bringen vermag, wie auch, daß Eure guten Schutzgeister Euch trotz Eurer Leichtfertigkeit immerdar führen und beistehen und vor allem Uebel bewahren mögen.

— A — a — a — amen! psalmodirte Remy, in kecker Weise einen alten Kirchengesang parodirend.

Dann erhob er sich und rief lustig:

— Nun ist die Predigt zu Ende und wir wollen die Kirche, das heißt unsere herrliche Dachkammer, verlassen. Ich führe den Gerhard zu meinen Freunden in die Rue des Martyrs und überlasse den Friedel seiner Hobel- und Schnitzbank und seinen moralischen Betrachtungen.

— Du bist ein unverbesserlicher Taugenichts.

— Und Du eine Arbeitsmaschine, ein trockener Haus- oder vielmehr Dachhammel und Philister.

— Es wird sich zeigen, wer von uns Beiden am richtigsten und klügsten denkt und handelt.

— Gewiß wird sich das zeigen, und ebenso gewiß zu meinen Gunsten, wenn ich auch damit

nicht sagen will — zu Deinem Schaden! — Adieu, Freund.

— Ich werde Dich an diese Stunde in unserer Mansarde erinnern.

Remy hatte seinen Hut genommen und war rasch hinaus auf den Gang getreten.

Ein leichter Aufschrei wurde hörbar, und fast zu gleicher Zeit betrat der Sänger wieder die Stube.

Er schloß die Thür, und mit neckischem Lächeln Friedel am Ohre zupfend, sagte er:

— Warte, Du Spitzbube, uns predigst Du Moral und draußen wartet — ein allerliebstes, wunderschönes junges Mädchen mit Schmerzen auf unsere Entfernung, um Dir aller Wahrscheinlichkeit nach — und hoffentlich! — eine ganz andere Ansicht vom Leben und seinen Freuden beizubringen. O Du hobelspäniger Duckmäuser, Du! Wer hätte das von Dir gedacht?!

Friedel war roth bis hinter die Ohren geworden, beinahe so roth wie in vergangener Nacht und schier eben so verlegen.

— Du glaubst doch nicht etwa —? Es wird unsere Nachbarin gewesen sein.

— Also eine Nachbarin haben wir, und Du — kennst sie schon? Immer besser! Da hast Du

ja schon einen Haupttheil Deiner künftigen Glückseligkeit gefunden! — Na, viel Vergnügen, Freund; ich will Dir gern das Terrain überlassen. Brauchst heute Abend auch nicht auf mich zu warten, ich werde wieder eine Etage tiefer und auf dem prächtigen Sopha Gerhard's schlafen. Adieu!

Dabei enteilte er lachend der Kammer, Gerhard mit sich ziehend und draußen scharf, doch vergebens nach der Nachbarin spähend, die wirklich hübsch, viel zu hübsch für den hölzernen Friedel sei, wie er sich mit einem Anflug von Neid sagte.

Mit Gerhard machte er sich sogleich auf den Weg zu seinen musikalischen Freunden, für Gerhard Elsen der erste Schritt in ein neues buntes und bewegtes Leben, in dem in der That der Zufall eine Rolle zu spielen vermochte und auch spielen sollte.

Sechstes Capitel.

In der Mansarde.

Die Vorfälle in der Mansarde hatten noch nicht ihr Ende erreicht und auch Friedel sollte, wenn auch just nicht den allerersten, doch einen weiteren Schritt in das neue Leben, nach dem von ihm so eifrig erstrebten Ziele thun.

Der junge Tischler hatte sich kaum erholt von den Neckereien seines lustigen und leichtfertigen Freundes, als die Thür der Kammer sich öffnete und Annette das hübsche Köpfchen hereinstreckte, mit frischer Stimme und heiter klingendem Tone rufend:

— Guten Morgen, Nachbar! Wie haben Sie geschlafen?

Friedel erröthete auf's Neue, doch diesmal

vor inniger Freude. — Er eilte auf die Thür zu und bat Annette, einzutreten.

— Ihre beiden Freunde sind doch fort und kommen nicht wieder? fragte das Mädchen vorsichtig und sogar ein wenig ängstlich. Den Einen, der schon längere Zeit in unserem Hause wohnt, habe ich kennen gelernt und möchte nichts mit ihm, wie überhaupt nichts mit einem der Bewohner der unteren Appartements zu thun haben. Ich halte treu zur Mansarde.

Dabei horchte sie auf den Corridor, auf die Treppe hinaus.

Doch nichts ließ sich mehr hören. Remy und Elsen hatten das Haus verlassen.

Nun trat Annette langsam und behutsam, als ob sie das ihr fremde Terrain vorerst recognosciren wolle, in die Stube des jungen Tischlers.

— Das ist hübsch von Ihnen, Annette, daß Sie mich, mein Stübchen besuchen

— Und sind Sie nicht auch bei mir gewesen? fragte das Mädchen etwas erstaunt, als ob über einen solchen gegenseitigen nachbarlichen Besuch, der sich ja von selbst verstehe, überhaupt irgend etwas zu bemerken wäre.

Doch gleich wieder lächelnd, fuhr sie fort:

— Und warum haben Sie mir nicht schon

längst guten Morgen gesagt, mir mitgetheilt, wie Sie in dem Sessel meiner Mutter geschlafen?

— Ich wagte es nicht. Mein Camerad durfte doch nicht merken, daß ich —

— Ganz richtig, Nachbar. Doch wie heißen Sie eigentlich? Da Sie mich Annette nennen, werden Sie wohl nichts dagegen haben, wenn ich Sie auch fortan bei Ihrem Namen rufe.

— Ach, das wäre gar zu schön! Ich heiße Friedel.

— Friedèl? Ein sonderbarer Name! Aber das schadet nichts, er klingt doch recht hübsch, so etwa wie — Fidèle.

— Ja, treu bin ich! rief Friedel mit aufwallendem Gefühl und das junge Mädchen mit seinen gutmüthigen Augen recht innig anschauend. Stellen Sie mich einmal auf die Probe.

Vor allen Dingen sollen Sie mir ein treuer guter Nachbar sein, entgegnete Annette lachend und ausweichend, und mir zuerst Ihre Einrichtung zeigen. Denn Sie müssen wissen, Herr Fridèl, daß ich recht — recht neugierig bin.

Dabei begann sie mit Kennermiene die vorhandenen Bestandtheile der kleinen Garçon-Wirthschaft zu mustern. Die wenigen Töpfe und Eß-

geräthschaften erfuhren eine strenge mißbilligende Kritik.

Da fehle noch Manches, meinte sie wichtig.

Aber recht zufrieden schien sie mit der Ordnung in dem kleinen Dachstübchen zu sein und daß das Lager schon zurechtgemacht, die Filtrirmaschine schon gefüllt sei.

Dann betrat sie die zweite kleine Kammer, welche die Schnitz- und Hobelbank und das übrige Handwerkszeug des Tischlers enthielt.

Dies setzte die kleine Blumenmacherin in gerechtes Erstaunen. Friedel mußte ihr jedes einzelne Stück erklären und mit rechtem Vergnügen hörte sie ihm zu. Ihr Staunen und auch ihre Freude wuchsen aber noch gewaltig, als Friedel nun einige theils angefangene, theils vollendete Arbeiten, die er noch nicht Zeit gefunden auszupacken und aufzulegen, hervorholte und ihr zeigte.

Es waren eichene Füllungen für irgend einen Schrank in alter Form, eine Art von Bahüt, theils von durchbrochener Arbeit, theils Arabesken und erhaben geschnitzte Blumen und Früchte zeigend.

— Wie? rief sie aus, solche schöne Sachen machen Sie? Dann sind Sie ja mehr als ein

einfacher Tischler, dann sind Sie Artiste, ein wirklicher Künstler!

Und während das Mädchen diese und andere geschnitzte Stücke bewundernd betrachtete, setzte ihr Friedel mit allem Eifer auseinander, was er vorhabe, wie er die alte schöne Kunst der Holzschnitzerei so viel in seinen Kräften stehe, auf seine Tischlerarbeiten anwenden und zuerst einen Schrank im Styl des sechzehnten Jahrhunderts fertigen wolle.

Dabei holte er geschäftig die Zeichnungen zu diesem Möbel hervor, sowohl die der Einzelheiten, als auch einen vollständigen Aufriß des reichen und wirklich schönen Möbels.

Annette schlug vor Staunen die Hände zusammen und fand kaum Worte, um ihre Bewunderung und Freude über diese schönen Zeichnungen und Arbeiten auszudrücken. Dabei blickte sie den jungen Mann mit einer Art von Respect an; er war größer in ihren Augen geworden und hatte für sie eine Bedeutung erhalten, welche sie ihm bis jetzt, wohl wegen seiner Schüchternheit, nicht zuerkannt. Sie ließ sich Alles, Zeichnungen und die fertigen Stücke, sowie auch die Art und Weise seines Arbeitens erklären, horchte mit solcher Aufmerksamkeit und ungekünsteltem

Interesse den Auseinandersetzungen Friedel's, daß dieser sich zum ersten Mal belohnt für seine Mühen und zugleich recht glücklich fühlte.

Das Mädchen meinte im Laufe dieser Unterweisung lächelnd, daß sie ihrem Nachbar auch wohl helfen könne bei seiner Arbeit, denn solche Blumengruppen und Ranken, wie er geschnitzt, vermöge sie von ihren Blumen und Blättern in schönster und mannichfaltigster Weise und wohl als Modelle zusammenzustellen.

Friedel erfaßte rasch diesen Gedanken, dessen Richtigkeit ihm vollständig einzuleuchten schien, und dadurch aufgemuntert, eilte Annette in ihre Stube, um die nöthigen Blumen und andere Einzelheiten zu holen und zu ordnen. Bald zeigte sich, daß noch Allerlei fehlte, und Friedel begleitete nun Annette, um geschäftig selbst das Nöthige aus ihrem Blumenvorrath auszusuchen.

Welche Freude empfand er beim Betreten des Stübchens über die sonntägliche Ordnung und Nettigkeit, die allwärts herrschte. Doch durfte er sich dabei nicht aufhalten, es war ja auch später noch Zeit dazu, denn der Verkehr zwischen den beiden Dachstübchen wurde so ungezwungen fortgesetzt, als ob sie zu einander gehörten und nur eine einzige Wohnung bildeten.

— Ach, wenn das wäre! seufzte Friedel, als ein solcher Gedanke sich ihm bei ihrem Hin- und Hereilen aufdrängte.

Annettens geschickte und hübsche Finger hatten nach einigem Sinnen und Wählen eine recht geschmackvolle Blumengruppe zusammengestellt, welche Friedel laut aufjauchzend köstlich, herrlich fand und pries. Rasch wurden die Umrisse auf das Holz geworfen, und das Mädchen hüpfte vor Freuden in dem Stübchen umher, als sie sah, wie die geschickten Finger des Tischlers ihr Blumengewinde so hübsch und getreu wiedergaben.

Auch Friedel arbeitete mit einer Lust, wie er sie noch nie empfunden, und in kürzester Zeit waren die Blumen nicht allein gezeichnet, sondern auch schon in ihren Umrissen mit den scharfen Instrumenten aus dem Holz herausgearbeitet worden. Er fühlte, daß solche Vorlagen ihm von recht großem Nutzen sein könnten, und sprach dies unverhohlen dem Mädchen aus, welches die größte Freude darüber zu empfinden schien.

So verging die Zeit, arbeitend, plaudernd und lachend, und eine Vertraulichkeit hatte sich zwischen den beiden Leutchen hergestellt, die, ungezwungen und natürlich, einen rein freundschaft-

lichen Charakter trug und glauben lassen konnte, als ob Beide, die sich doch gestern Abend zum ersten Mal gesehen, alte, langjährige Bekannte gewesen.

Der Mittag war längst vorüber und noch dachte Keines von ihnen daran, diese stillvergnügte Unterhaltung aufzugeben, als plötzlich helle lustige Mädchenstimmen auf der unteren Treppe laut wurden, die sich rasch zu nähern schienen.

Annette horchte einen Augenblick, dann flüsterte sie rasch dem in seiner Arbeit innehältenden Friedel zu:

— Es sind Freundinnen von mir, welche mich zum Spazierengehen abholen. Wollen Sie mitkommen? Sie dürfen mich indessen nicht bei Ihnen finden, wenn ich vor ihren Neckereien sicher sein soll.

Dabei schlüpfte sie eiligst aus der Stube und war bald in ihrer Wohnung verschwunden, deren Thür sich in demselben Augenblicke schloß, als drei junge Mädchen lachend und plaudernd den Corridor betraten und auf die Wohnung Annettens zuschritten.

Friedel war durch diese Unterbrechung recht unangenehm überrascht worden. Er hatte sich so behaglich gefühlt, arbeitend und umgeben von

dem lustig plaudernden jungen Mädchen. Und jetzt war sie fort, ging mit Anderen spazieren, wohl gar auf irgend einen lustigen Ball, wo am Ende ein begünstigter Liebhaber ihrer harrte!

Aus all seinen Himmeln rissen ihn diese Gedanken plötzlich und höchst unsanft herab.

Er warf seine Werkzeuge hin, sprang auf und schritt hastig in seiner kleinen Stube umher, ärgerlich über die Unterbrechung, über Annette, daß sie so unbeständig sei, wie über sich, daß er so vertrauensvoll gewesen.

Seine Promenade durch die beiden Räume hatte er bereits mehrere Male wiederholt und sich in einen gelinden Zorn hinein gedacht und geredet, als die Stimmen der Mädchen wieder laut und im folgenden Augenblick seine Thür recht weit geöffnet wurde, Annette mit einem Tuche und einem recht kokett auf ihrem Köpfchen sitzenden Häubchen auf der Schwelle erschien und Friedel mit schelmischem Lächeln fragte, ob der Herr Nachbar mit spazieren gehen wolle. Zugleich schauten die drei anderen Mädchen aus dem Hintergrunde recht neugierig, kichernd und zusammen flüsternd in die Dachstube und auf deren Bewohner, von welchem Annette erzählt haben mußte.

Friedel besann sich einen Augenblick.

Er wäre gerne mitgegangen, und doch vermochte er nicht die Frage Annettens bejahend zu beantworten.

Scheu vor den fremden Mädchen und die bösen Gedanken, die soeben ihn überkommen, hielten ihn davon ab.

Er entschuldigte sich und bedauerte, an dem Vergnügen nicht theilnehmen zu können, worüber Annette ihr Mündchen zu einem merklichen Schmollen verzog. Doch gleich darauf strahlte sie wieder in ihrer früheren Heiterkeit, und ihrem Herrn Nachbar Friedel lustig, doch auch mit etwas neckischem Spott einen recht vergnügten Nachmittag wünschend, eilte sie mit ihren Gefährtinnen, welche den jungen Mann ebenfalls recht heiter und unbefangen grüßten, die Treppe hinab und hinaus in die schöne sonnige Luft.

Friedel war allein in seiner Mansarde.

Stille war es in dem großen Hause und recht melancholisch blickte der einsame Tischler aus seinem Fensterchen auf die zahllosen Dächer und Kamine, in die Höfe der übrigen Häuser ringsum.

Eine lange, lange Weile blieb er also in trübes Sinnen versunken, dann endlich raffte er sich auf, und zu seiner Arbeit zurückkehrend, sagte er sich recht wohlgemuth:

— Ich bin ein Narr, daß ich mir solche Gedanken mache. Würde sie von Jemand erwartet werden, so hätte sie mich nicht zweimal aufgefordert, mitzukommen. Ich war ein rechter — vielleicht habe ich ihr gerade durch mein dummes Daheimbleiben Gelegenheit gegeben, irgend einen Jemand, vor dem mir so sehr bangt, zu finden, der mit ihr tanzt, sie heimführt und womöglich ein Verhältniß mit ihr anzuknüpfen sucht. Wäre es so, dann geschähe mir ganz Recht, warum bin ich ein so eifersüchtiger Mensch gewesen, der nicht einmal ein Recht hat, eifersüchtig zu sein. Kenne ich das Mädchen doch erst seit gestern Abend! Ich will sie indessen näher kennen lernen und meine Dummheit soll mir eine Lehre sein. Ist die heutige Gefahr glücklich vorübergegangen, so werde ich in Zukunft klüger handeln und am nächsten Sonntage mit spazieren gehen. So soll es sein!

Dann begann er wieder eifrigst zu arbeiten, und zwar an dem Blumengewinde, welches er seiner lieben hübschen Nachbarin womöglich heute Abend schon fertig vorlegen und überreichen wollte.

Wieder herrschte Stille in dem Hause und in der kleinen Mansarde; nur das Leben auf der Straße drang wie das ferne Brausen eines

Meeres an das Ohr des arbeitenden Friedel. Es verlockte ihn nicht. Er sehnte sich nicht hinaus in das laute und bunte Gewühl der großen Stadt; er fühlte sich glücklich und zufrieden in seinem Stübchen, das seine Phantasie mit allerlei hübschen und freundlichen Bildern füllte und ausschmückte, welche nie so klar und so schön vor seiner Seele aufgetaucht.

Siebentes Capitel.

Eine Künstler-Colonie.

In der Höhe des Faubourg Montmartre zieht sich eine lange Straße nach den früheren äußeren Boulevards hin, Rue des Martyrs genannt, welche, heute schwarz und belebt, wie fast alle Straßen von Paris, damals bedeutend freundlicher und besonders stiller war. Alte und auch schöne neue Häuser hatte sie aufzuweisen, doch auch noch manche freie unbebaute Plätze, wie auch Mauern, welche große Höfe und Gärten einschlossen. Man konnte in ihr den Himmel noch weithin sehen, während jetzt die starren ununterbrochenen Reihen hoher Häuser ihn für das Auge des Wandelnden nur zu eng begrenzen.

Verhältnißmäßig stille war es auch in der Straße, wie in dem ganzen Viertel, denn wenig

Handel und Wandel gab es dort, dafür aber desto mehr Künstler: Maler, Musiker und auch Schriftsteller, und ferner noch eine Sorte von Bewohnerinnen, welche man nach der am Eingang der Straße befindlichen Kirche „Loretten" zu benennen pflegte.

Eines der Häuser dieser Straße betreten wir nun mit Remy und seinem Freunde Gerhard Elsen.

Es ist ein hübsches Gebäude mit einer breiten Thorfahrt, unter welcher eine alte Portière in bequemer Loge die Controle über die Ein- und Ausgehenden übt.

An Madame Godichon, dieser strengen Hauswärterin, welche Herrn Remy indessen wie einen alten Bekannten freundlich und herablassend grüßt, vorüber, betreten wir einen tiefen geräumigen Hof, an dessen einer Seite sich ein langes Nebengebäude hinzieht. Dieses enthält in seinem unteren Theile Remisen, Ställe, Heu- und andere Magazine und darüber eine ganze Reihe von Dachwohnungen oder Mansarden, zu denen vom Hofe aus zwei gerade und ziemlich steile Treppen führen. Kutscher, Stallknechte bewohnen diese Dachräume, doch auch noch eine andere Art von Leuten, wie das lustige Geigen- und Clavier-

spiel, von einzelnen gellenden Tönen eines Blas-Instrumentes untermischt, welches aus einem ziemlich großen Dachfenster niedertönt, anzeigt.

Eine Anzahl dieser Kammern, überzählig und entbehrlich für die dem Hause angehörenden Herren Stall- und Remise-Bediensteten, hatte Madame Godichon, die Portière des Hauses, gegen Miethe, oder vielleicht auch aus eigener Machtvollkommenheit, sich angeeignet, nothdürftig möblirt und dann — zu ihrer Ehre sei es gesagt — nicht allzu theuer an Künstler vermiethet, welche noch nicht im Stande waren, irgend einen Entresol in der Rue St. Marc oder der Chaussée d'Antin zu bezahlen.

Zu diesen Räumen führte die erste der steilen Treppen, während die Pferde- und Equipagen-Virtuosen schon einige Schritte weiter gehen mußten, um die Brücke zu ihren Wohnungen zu erreichen.

Drei dieser Stuben wurden zur Zeit von vier Künstlern, deutschen Musikern, bewohnt, welche ich dem Leser nunmehr vorführen muß.

In der größten Stube, die, obgleich mit schiefer Decke, doch hell und freundlich ist, weil nach dem Hofe gehend, sind die vier Virtuosen versammelt und musiciren.

Da ist zuerst ein Geiger, welcher sofort in die Augen fallen muß. Es ist eine Figur, überlang und entsetzlich mager, wie Doré etwa zwei Jahrzehnte später sich den spanischen Hidalgo Don Quixote vorstellte, mit einem langen, etwas bleichen, scharf markirten Gesicht, welches ein Paar große und durchaus nicht unschöne Augen, eine stolze römische Nase und ein stattlicher mähnenartiger Haarwuchs zieren.

Er ist drapirt in einen Schlafrock von unnennbarer Farbe, mit leider nur zu deutlich erkennbaren Löchern versehen, und mit großen Schritten schreitet er geigend durch die Stube, wobei seine beweglichen Züge sein Spiel, oder vielmehr tolles Phantasiren zu begleiten scheinen, wodurch die ganze Gestalt einen noch komischeren Anstrich erhält. Seine Name ist Hold und ist er der älteste Insasse, der Gründer der kleinen lustigen Colonie. Er hat die Wohnung entdeckt, gemiethet, bewohnt, dann nach und nach die übrigen Freunde herangezogen.

Hold ist praktischer Musiker, wenn auch leider kein praktischer Mensch; er hat nicht die Prätension, ein großer Virtuose werden zu wollen, sondern nur, lustig seinen Lebensunterhalt zu gewinnen. Er kennt und spielt eine Menge

Instrumente: Geige und Piccolo, Clavier und Contrebaß, Horn und Clarinette, und studirt nun auch das neueste Instrument: das gellende Piston, durch Musard und Tolbeque, die französischen Strauß und Lanner, in die Mode gebracht. Denn Hold ist nicht allein „Professeur de Musique", wie die auf der Thür seiner Dachstube angenagelte Karte besagt, sondern auch „Chef d'Orchestre" eines Balles von — leider muß es ausgesprochen werden — etwas zweifelhaftem Rufe, der indessen nur Sonntags stattfindet und dem langen lustigen Musiker eine zwar kleine, aber doch feste Rente abwirft.

An einem alten, schwindsüchtigen Clavier sitzt ein junger Mann mit frischem Gesicht und ebenfalls langen blonden Haaren. Er begleitet die Phantasien des Geigers in virtuoser Weise, wobei seine eigene Phantasie ihn oftmals derart mit fortreißt, daß die Finger weit über die miserablen Tasten hinausschweifen.

Der junge Mann ist Componist und ein recht talentvoller dazu. Auch er spielt die verschiedenartigsten Instrumente und besonders die Geige mit Virtuosität.

Walberg, so heißt er, ist ebenfalls „Chef d'Orchestre" eines öffentlichen Concerts, welches

indessen — und leider! — schon mehrere Male Bankerott gemacht hat und seinen armen Mitgliedern, den Capellmeister an der Spitze, nur kleine Theile der spärlichen Einnahmen zu zahlen vermag, also daß die wöchentliche Einnahme eines Jeden sich beinahe in Sous ausrechnen läßt und der Capellmeisterposten im Grunde nur ein Ehrenposten ist. Deshalb hat sich wohl auch kein berühmter Name dafür finden lassen und Walberg ihn erhalten und angenommen — hauptsächlich nur um seine eigenen Compositionen hören zu können, deren Stimmen die Freunde in cameradschaftlichem Vereine das Vergnügen haben, ausschreiben zu dürfen.

Ein dritter Virtuose, eine kleine und auch recht drollige Figur, hält sogar zwei Instrumente, in der linken Hand eine Geige mit dem Bogen und in der rechten das Cornet à Piston des Langen, dem er von Zeit zu Zeit einige Töne zu entlocken versucht, die ganz niederträchtig zu der Phantasie stimmen, welche der Geiger spielt, und dessen Melodien derart durchkreuzen, daß der Lange bei jedem Tone zusammenknickt, sich krümmt bis beinahe auf den Boden und die verzweifelndsten Grimassen macht, welche durch

die Ruhe, mit der sie ausgeführt werden, etwas ungeheuer Komisches haben.

Der Kleine führt den sonderbaren Namen Dappel, doch wird ihm meistens von seinen Freunden ein anderer Anfangsbuchstabe octroyirt, so daß er bald, und wohl als Anspielung auf seine Figur, Pappel, bald Schnappel oder Happel gerufen wird.

Auch er hat langes, doch furchtbar borstiges Haar, welches sich wie ein alter brauner Reiserbesen um seinen Künstlerkopf legt, und borstig ist der kleine, etwas ins Röthliche hinüberschweifende Schnurrbart, wie auch das Bärtchen von unnennbarer Form, das sich unter seinem Kinn befindet.

Dappel ist Virtuose und nur Virtuose. Er tractirt nur die Geige — wenn er nicht, wie jetzt, im Uebermuth ein anderes Instrument maltraitirt. Er hat einen eisernen Fleiß, und seine Schuld wird es nicht sein, wenn er in ein paar Jahren nicht zum wenigsten ein Paganini geworden. Oftmals steht er in der Nacht von seinem Lager auf, ergreift die Geige und fängt, zum Entsetzen seiner spät eingeschlafenen Cameraden, an zu geigen.

Und was geigt der Unglückliche?

Nicht etwa ein Beriot'sches Concert, oder eine Prüme'sche Melancholie, bewahre! Scalen geigt er, die Kreuz und Quer, in Dur und Moll, nichts als Scalen, und dies Morgens um zwei Uhr, wenn es noch stockfinster ist! Das Ungeheuer!

Der Vierte der kleinen Gesellschaft sieht am solidesten, das heißt am vernünftigsten aus. Er sitzt auf einem Schemel und hält einen Baß zwischen den Knien, auf dem er in ruhiger Weise und mit kräftigen Grundnoten das tolle Phantasiren seiner Freunde begleitet und unterstützt. Er allein trägt kurzgeschorene Haare, und sein Gesicht hätte etwas Gewöhnliches, sogar Spießbürgerliches, wenn es sich nicht zu einem schelmischen, doch dabei noch immer gutmüthigen Lächeln verzogen, das da zeigt, daß er vollständig auf der Höhe der Situation steht und seinen Freunden ebenbürtig ist.

Er nennt sich Luitger und betrachtet das Cello, den Baß, wie Dappel die Geige, als seine eigentliche Geliebte, als das einzige Instrument, würdig, von ihm gespielt und geübt, mitunter auch maltraitirt zu werden.

Die vier jungen Leute sind, wie schon gesagt, Deutsche, Landsleute, und nennen, wie Remy,

Friedel und Gerhard, dieselbe große Stadt am Rhein ihre Heimath, ihre Vaterstadt.

Remy hat das lustige Musiciren in der Dachkammer schon auf dem Hofe durch einige gleich lustig klingende Töne begrüßt, dann steigt er mit Gerhard rasch die steile Treppe hinan, öffnet die Thür mit der Karte des „Professeurs" und steht nun vor seinen Freunden, welche ihn mit einem lustigen und fast nicht enden wollenden Tusch in allen möglichen und schier unmöglichen Gängen, Sprüngen und Tonarten begrüßen.

Bei der Hand faßt er nun Gerhard Elsen, und pathetisch, im Recitativstyl der Großen Oper und in derben improvisirten Knittelreimen begrüßt er die Freunde und stellt ihnen Gerhard als Kunstgenossen, Landsmann und neuen Freund vor.

Die vier Künstler sind nicht die Leute, eine solche Gelegenheit zu „heiterem Spiel" unbenützt vorübergehen zu lassen, und in gleicher Weise wird der Gruß erwidert und der neue Freund und Landsmann willkommen geheißen.

Doch diesmal unterstützen Ton und Wort das Geigen-, Cello- und Clavierspiel, während Dappel mit furchtbarer Gewalt, daß sein durchaus nicht holdes Antlitz die Farbe eines gesotte-

nen Krebses annimmt, sich anstrengt, die allerentsetzlichsten Töne dem ihm wiederstrebenden Piston zu entreißen.

Das aber kann Hold nicht länger mit anhören.

Mit stolzer, verächtlicher Geberde nimmt er dem Kleinen das Instrument ab, und es an die Lippen setzend, läßt er eine so schmetternde Jubelfanfare ertönen, daß alles Singen, Reden und Spielen sich in ein unbändiges tolles Lachen auflöst, in das Gerhard mit einstimmen muß und auch von ganzem Herzen, in ungebundener Lustigkeit mit einstimmt.

Nachdem die Ruhe einigermaßen wieder hergestellt, versucht Remy den von ihm Eingeführten den Freunden näher zu bringen, was überraschend gut gelingt; dann theilt er dessen Absicht mit, seine bisherige Comptoirbeschäftigung an den Nagel zu hängen und ebenfalls Künstler zu werden.

Die Bekanntschaft ist bald gemacht, und nach kurzer Zeit verkehrt Gerhard mit den Musikern, als ob er von Jugend auf mit ihnen befreundet gewesen wäre.

Das Gespräch lenkte sich bald auf die Ab- und Aussichten Gerhard's, und Hold, der natür-

liche Präsident der kleinen Gesellschaft, lobt zwar das Vorhaben, doch fragt er auch nach der Berechtigung Gerhard's zum Eintritt in die Künstler-Carrière und in ihren Bund.

Remy lobt Stimme und Clavierfertigkeit des Freundes, und Gerhard setzt sich an das alte Instrument, um zu zeigen, was er kann.

Wohlweislich spielt, präludirt und phantasirt er zuerst, und die Gesichter der Musiker werden ernster, dann lächeln sie recht wohlgefällig Was sie hören, ist nicht gewöhnlich, trotz des schlechten Claviers, und Hold wie Walberg müssen sich sagen, daß Gerhard als Dilettant kecker, fingerfertiger spielt denn sie.

Nun beginnt er zu singen, ein Lied von Schubert.

Gerhard's Stimme ist zwar ein Tenor, doch lange nicht von dem Wohlklange wie Remy's Bariton; auch scheint die Höhe nicht hoffnungsreich zu sein und das „Ut de poitrine" wohl nicht in seiner Kehle zu schlummern, wie Hold mit ernster Kennermiene seinem Nebenmanne zuraunt. Doch der Vortrag ist verständig, mit Gefühl und Ausdruck werden Worte und Composition wiedergegeben und vor allen Dingen mit tüchtiger musikalischer Sicherheit.

Die Probe ist zu Ende.

Gerhard erhebt sich und Hold tritt mit gravitätischen Schritten an ihn heran, streckt den Arm wagrecht aus, daß er vermöge seiner langen Gestalt die Hand auf das Haupt des Kunstjüngers zu legen vermag, und indem er die Gefährten mit Ernst und Würde in der Runde anblickt, gleichsam um sie aufzufordern, dem bedeutsamen Augenblick Rechnung zu tragen, spricht er zu dem jungen Manne — doch erst nach einer langen erwartungsvollen Pause — die mit drolligem Ernst hervorgebrachten Worte:

— Instrumentiste — bon! — Vocaliste — non!

Alle lachten lustig auf, da man eine ganz andere Rede erwartet hatte, und Dappel konnte sich nicht enthalten mit einem Freudensprunge auszurufen:

— Holder, weiser Daniel!

— Stille, Du zappelnde, pappelnde Pappel, herrschte der Lange mit sprudelnder Rede dem Kleinen zu, und laß mich sprechen, dann hast Du das Wort.

Und sich wieder zu Gerhard wendend, fuhr er mit dem früheren Ernste fort:

— Uebe, spiele, mein Sohn, bis daß Du

müde bist, dann singe. Aber glaube ja nicht, daß Du 100,000 Francs in Deiner Kehle hast, wie der kleine Duprez oder der — große Remy! Danke Gott und Apoll, wenn man Dir vorerst zwanzig Sous für die Stunde zahlt — wenn Du überhaupt eine Stunde erhalten wirst, denn Pianofortisten giebt es in Paris — dem heiligen Mozart sei's geklagt! — mehr denn — Sous in meiner Tasche. Aber Du kannst ein Virtuose, ein Liszt oder Thalberg, vielleicht sogar ein Walberg werden und an das ersehnte Ziel gelangen — wenn Du nicht unterwegs liegen bleibst. Bis dahin wirst Du bei uns Hilfe, Trost und Rath finden — nur kein schnödes Gold, das besitzen wir — dreimal leider! — zur Stunde selber nicht, nicht einmal Kupfer — wir müßten denn den Knebelbart unseres Happels einschmelzen, was immer eines Versuches werth wäre.

Die Bravos, welche die andächtigen Zuhörer dieser Rede ertönen ließen, wurden in ihrer Lustigkeit in etwas gehemmt durch die Gewißheit, daß die letzten Worte des Langen Wahrheit gewesen, und diesmal hatte Hold weniger Mühe, die Ruhe wieder herzustellen, um seine Rede in womöglich noch pathetischerer Weise zu schließen.

— Bist Du also durchdrungen von der Wahrheit dessen, was ich Dir gesagt, edler Jüngling, willst Du diesen dornenvollen, doch lustigen Pfad der Tugend und des Clavierspiels wandeln, so sollst Du uns hiermit willkommen sein. Ihr aber, Priester der heiligen Kunst, haltet Ihr ihn für würdig, unserem Bunde anzugehören, so setzt, gleich den Priestern der Isis, Eure Zauberflöten an die Mäuler und blast dreimal, wie es der große Schikaneder in seiner Weisheit vorgeschrieben hat. Ich will Euch als holder Sarastro mit gutem Beispiel vorangehen. Dann laßt uns die Wanderung durch unsere Marterkammern beginnen — die Prüfung durch Wasser — und Brod folgt später, wenn auch immer noch früh genug!

Nun nahm der Lange sein Piston, die Uebrigen ergriffen ihre verschiedenen Instrumente und setzten sie an Mund und wider Knie und Kinn und spielten, wenn auch just nicht den „O Isis-Chor" der Zauberflöte, doch von Hold intonirt in lustiger Gemüthlichkeit das alte schöne Volkslied:

„Es ritten drei Schneider zum Thore hinaus."

Zugleich begann Hold im tänzelnden Polonaisenschritt, daß sein defecter Schlafrock lustig

im Winde flatterte, die Stube zu umkreisen, von den Uebrigen spielend und singend, lachend und tanzend gefolgt.

Gerhard, der sich vor Lachen über den drolligen Auftritt, die lustigen, originellen Gestalten, kaum halten konnte, stimmte fröhlich in den allgemeinen Jubel mit ein und hinter Remy schritt er her, froh mit den Anderen singend und jubelnd.

Aus der Stube ging es in einen zweiten Raum, welcher einige Betten enthielt, dann hinaus auf den Corridor und in die rückwärts gelegene Kammer, die indessen ziemlich düster war, da die zwei Fensterchen, welche sie erhellen sollten, sich als sehr klein und ziemlich hoch über dem Boden befindlich darstellten.

Nachdem diese Stube, von Hold als echte Prüfungs- und Marterkammer bezeichnet, spielend und singend umzogen worden war, ging der Zug wieder auf den Corridor hinaus und in die erste, größere und beste Stube, womit die drollige Ceremonie ihr Ende erreicht hatte und vernünftiges Reden — wenn solches der lustigen Gesellschaft überhaupt möglich war — wieder in seine Rechte treten sollte.

— Wenn nur ein kleiner Theil von unseren

Gagen, Pensionen, Stundengeldern, Concert-Revenuen und wie alle unsere vielen Einnahmen heißen, eingegangen und vorhanden wäre, sagte nun Hold, sich auf ein Bett, das die Stelle eines Divans vertreten mußte, setzend, dann hätten wir Deine Aufnahme noch würdiger, mit einem solennen Diner gefeiert, so aber muß der gute Wille für die That gelten und unser Wort, unser Handschlag Dir sein, was unser Beutel Dir nicht bieten kann: ein fröhliches, herzliches Willkommen in unserem Kreise.

— Da wir fortan Alles brüderlich theilen werden, Freude und Ungemach, so bin ich wahrhaft glücklich, noch im Stande zu sein, Euch, meinen neuen lieben Freunden, einen Willkommschmaus anbieten zu können, sagte nun Gerhard mit Eifer.

— Das findet sich! entgegnete Hold mit großartiger ablehnender Handbewegung und mit richtigem Tact.

— Nun könnten Remy und Gerhard ja die vierte Kammer, die just frei ist, miethen und zu uns ziehen, warf Dappel ein. Wir brauchen dann nicht mehr bange zu sein, irgend einen Roß- oder Bock-Virtuosen als Nachbar zu erhalten.

— Das war unsere Absicht, rief Remy. Gerhard hat noch einen Rest prächtiger Möbel, ein herrliches Clavier, und wir wären schon im Stande, eine Stube zu möbliren, in der wir Grafen und Vicomtes und noch ganz andere Leute würden empfangen können.

— Wohl auch Vicomtessen! warf einer der Musiker mit neckischem Tone ein.

— Warum nicht? entgegnete Remy keck. Nur müßten sie schön und liebenswürdig sein.

Die Mittheilung schien auf die Musiker einen bedeutenden Eindruck gemacht zu haben, und Walberg sagte nun:

— Ich will Euch einen Vorschlag machen. Wir vertheilen die Betten in die übrigen Stuben und richten diese, die größte und schöne, als Salon ein.

— So soll es sein! riefen mehrere der jungen Leute, und Holb erhob sich von seinem Bett-Divan, richtete sich in seiner ganzen Länge auf und sprach:

— Das war ein guter Gedanke, Walberg, und da Du aus Erfahrung weißt, daß man ein brauchbares Thema gleich niederschreiben muß, so wird Dappel der Madame Godichon sofort einen Besuch abstatten und die würdige Dame

in ganzer Gestalt hierher befördern, damit der neue Miethvertrag abgeschlossen werden kann.

Bald darauf war die alte Portière zur Stelle und zeigte in Erwartung eines neuen Miethers die unbewohnte Stube.

Es war ein Gelaß, düster und unfreundlich, wie das eine von den Künstlern bewohnte Hinterzimmer, nur noch trauriger sah es aus, weil es noch unmöblirt war.

Gerhard machte trotz aller Lustigkeit ein gar saures Gesicht bei dem Gedanken, von nun an hier campiren zu müssen, doch Remy wußte seine trüben Gedanken durch die Bemerkung zu verscheuchen, daß es ja nur ein Nachtaufenthalt sein würde. Gerhard gab sich bald zufrieden und erklärte, mit Remy das Zimmer miethen zu wollen.

Hold begann nun, die Alte wegen des Miethzinses zu inquiriren, der endlich auf fünf Francs monatlich, ohne Möbel festgestellt wurde. Um seinen guten Willen, seine Lust an dem neuen Leben zu zeigen, griff Gerhard flugs in die Tasche und legte der Portière drei blanke Fünffrankenstücke als die Miethe für die drei ersten Monate in die Hand.

Madame Godichon hätte bald einen Freudenschrei ausgestoßen, doch wurde ihr solcher schier

vom Munde abgeschnitten durch eine Bemerkung Hold's, welcher das voreilige Thun Gerhard's mißbilligend und kopfschüttelnd mit angesehen.

Die Rede Gerhard's gleichsam ergänzend, sagte er mit trockenem Tone zu der enttäuschten Portière:

— Diese fünfzehn Francs gehen von der allgemeinen Rechnung ab, so war es gemeint, Madame Godichon. Doch miethen wir die Kammer fest auf drei Monate.

Die Portière gab sich auch damit zufrieden; sie hatte immerhin Geld empfangen, und das passirte ihr bei ihren Miethsleuten nicht alle Tage, nicht einmal alle Monate. Mit allerlei Complimenten empfahl sie sich, von Hold unter ceremoniellen Verbeugungen bis zu den Grenzen seines Reiches, der steilen Treppe, geleitet.

— Jetzt wäre es wohl Zeit, an unser Diner zu denken, zum wenigsten meint dies mein knurrender Magen, sagte nun Dappel.

Hold trat wieder ein.

— Was wirst Du uns heute serviren? sprach er zu Luitger, und dann zu Gerhard gewendet:

— Du mußt wissen, daß Luitger unser Major-Domus und Seneschall, unser Küchen-, Keller- und Schatzmeister in einer Person ist.

Luitger zuckte die Achseln und ohne sein gutmüthiges Lächeln aufzugeben, erwiderte er mit rührender Einfalt:

— Nichts!

— Das ist stark, aber — wenig, sagte Hold mit größter Ruhe. Doch was ist in der Kasse?

— Nichts! war abermals die kurze, doch traurige Antwort, die der Säckelmeister, ebenfalls von einem sanften Lächeln begleitet hervorbrachte.

— Das ist noch weniger.

— Ein Pfund Cotelettes à la sauce piquante wäre mir lieber.

— Auch kein übles, sogar ein recht kostbares Thema, meinte Hold. Schreibe es auf, Luitger, oder noch besser, lasse es nebenan beim Charcutier aufschreiben.

— Er wird sich bedanken, lächelte Luitger.

— Ich will ihn der Mühe überheben und es zugleich in Partitur bringen, das heißt für sechs Stimmen setzen, rief Gerhart mit Eifer.

— Thue das, mein Sohn. Und Du, Dappel, begleite beide und siehe zu, daß unser neuer Freund zugleich die Bekanntschaft unserer Rothwein- und Weißbrod-Lieferanten macht; es sind

ein paar würdige Biedermänner und eines näheren Ansehens schon werth.

Dappel ließ sich das nicht zweimal sagen und mit Luitger und Gerhard verließ er rasch die Stube, um das unverhoffte leckere Mittagsmahl mit besorgen zu helfen.

— Ein prächtiger Junge, er wird sich machen, sagte Hold, der sich nach dem Abzug der Freunde wieder auf seinen Bett-Divan lagerte.

— Wie rasch er die Nothwendigkeit erkannt hat, das Cotelett-Thema sechsstimmig zu behandeln! meinte Walberg lachend, und zu Remy gewendet, forschte er neugierig nach den sonstigen zeitweiligen Verhältnissen Gerhard's.

Remy zuckte die Achseln und entgegnete, daß dieser außer dem Clavier und den einzelnen Möbelstücken wohl nichts mehr besitze, noch zu erwarten habe. Dann erzählte er den Freunden treuherzig, was er von Gerhard wußte, wie es ihm ohne eigene Schuld schlecht gegangen und der Arme bereits entschlossen gewesen, der schnöden Welt freiwillig Valet zu sagen.

Die beiden Musiker spürten in ihrer Gutmüthigkeit rechtes Mitleid mit dem armen Teufel und beschlossen, eifrigst dafür zu sorgen, daß Gerhard in seiner neuen Carrière vorankomme.

Walberg erklärte sich bereit, ihm Unterricht in der Harmonie zu geben, und Hold wollte ihn bei einem berühmten Clavier-Virtuosen einführen, damit er dessen Unterweisung und Bekanntschaft genießen könne, natürlich beides unentgeltlich.

Als nach einer kleinen Weile die Freunde wieder beisammen waren, mit mehr oder minderer Sehnsucht der köstlichen Cotelett-Composition harrend, warf Hold die Frage auf, was vorerst mit dem neuen Freunde begonnen werden sollte.

— Wir können ihn ja in unserem Concert als Geiger anstellen, meinte Dappel.

— Aber ich spiele nicht Geige, entgegnete Gerhard etwas zaghaft.

— Das schadet nichts, belehrte ihn Hold. Dappel meint es gut, und wenn auch vorerst nur einige Francs monatlich dabei herauskommen, so ist dies immer besser wie gar nichts.

— Aber ich —

— Ruhig, Freund, rief Remy lachend, dem Cameraden, der in rechte Verlegenheit gerieth, das Wort vom Munde abschneidend. Ich spiele auch nicht Geige, und habe doch drei Monate in ihrem langweiligen Concert als Geiger mitgewirkt.

— Und könntest heute noch mitwirken, wenn

Du nicht ein so großer Faullenzer — Künstler wollte ich sagen — wärest.

— Ich danke. Habe mich abgequält und einmal zehn, dann acht Francs monatlich auf meinen Theil erhalten. Da thue ich lieber gar nichts, das ist bequemer.

— Und wir müssen ihn ernähren! Sybarit!

— Wie war denn das möglich? fragte Gerhard neugierig.

— Das will ich Dir erklären, antwortete Hold. Es war eine einfache, doch recht sinnreiche Manipulation, und zur Schande dieses singenden Menschenkindes muß ich es sagen, von seiner Erfindung: er nahm ein Stückchen von einer Unschlittkerze, pappte es hübsch in buntes Papier, und wenn die anderen Geiger ihre Bogen mit Colophonium bestrichen, bestrich der Spitzbube den seinigen mit Unschlitt. Nun konnte er auf den Saiten herumkratzen so viel und so lange er wollte, es war kein Laut, kein Ton zu hören, wohl aber zu sehen, und das war ja die Hauptsache.

Die Freunde mußten in Erinnerung dieses lustigen Streiches lachen, und Dappel rief:

— Es war kostbar, mit anzusehen, wie der Kerl dasaß, mit ernster Visage in die Noten

schaute, die er kaum kannte, und so gewandt geigend, daß die übrigen Orchestermitglieder — wir hatten ihn natürlich in unsere Mitte genommen — nicht das Mindeste merkten.

— Und für dieses Kunststück erhielt ich am Schluß des ersten Monats zehn Francs und zwei Sous. Es war schändlich!

— Das dauerte beinahe ein Vierteljahr, dann aber nahm es ein plötzliches und klägliches Ende.

— Ich hätte es nicht länger ausgehalten.

— Schweig, Prahler. Deine Dummheit hat's verdorben. Geigt der musikalische Böotier einmal darauf los und noch dazu mit einer wahren Vehemenz, während alle Saiteninstrumente — vierundzwanzig Tacte Pausen hatten. Da war es aus.

— Da wurde er gebührendermaßen hinausgeschmissen! schloß Hold mit Würde die drollige Mittheilung.

— Und alles das für zehn Francs monatlich! konnte Remy sich nicht enthalten, mit komischer Verzweiflung noch hintendrein zu seufzen.

— Die Cotelettes! schrie plötzlich Luitger auf und im Gesichte, ja mit dem ganzen Leibe lachend.

Der große Augenblick des Mittagessens à la sauce piquante war endlich gekommen.

Lassen wir die Freunde speisen und erwähnen wir nur noch kurz, was an dem denkwürdigen Nachmittage weiter geschah, so weit es für unsere wahrhaftige Geschichte von Interesse ist.

Der Abend rief die Musiker zu ihren verschiedenen Beschäftigungen, Hold zu seinem Balle, Walberg, Dappel und Luitger in das bewußte kranke Concert. Bevor sie sich trennten, wurde beschlossen, den Eintritt Gerhard's in die kleine Künstler-Colonie am morgenden Tage noch durch eine heitere Landpartie, einen Spaziergang durch das Bois de Boulogne nach Auteuil oder St. Cloud zu feiern.

Da Alle gegen Mittag und für den Rest des Tages vollständig frei waren, so wurde der Abzug aus der Rue des Martyrs auf zwölf Uhr Mittags festgesetzt.

Doch dagegen sträubte sich Remy ganz gewaltig, und das aus vollwichtiger Ursache. Erwartete er doch um elf Uhr seine Schülerin, Mademoiselle Agapita, was er sich indessen hütete, seinen Freunden zu sagen. Eine höchst wichtige Zusammenkunft mit dem italienischen Maestro, seinem Gönner, schützte, oder vielmehr log er den Cameraden vor, und brachte es endlich dahin,

daß sie ihn um zwei Uhr bei der Porte Maillot zu erwarten versprachen.

Dies geordnet, trennten sich die Freunde, und ein Jeder ging seinen Obliegenheiten nach, sich im Voraus freuend auf den morgigen Tag, die Landpartie und die Vergnügen und Abenteuer, welche sie gewiß erleben würden.

Und Abenteuer sollte es geben, wie wir bald sehen werden.

Achtes Capitel.

Der Liebe Lust.

Es ist elf Uhr und Remy sitzt allein in seinem Mansardenstübchen, seine hübsche Schülerin mit verschiedenartigen Gefühlen erwartend.

Ob er das Mädchen wirklich und so recht von Herzen liebt?

Das dürfte kaum der Fall sein, denn gar zu leicht hatte er ihre Zuneigung, ihr Herz und was sie ihm zu geben vermochte errungen. Nur in den Augenblicken, wo er bei ihr weilt, fühlt er sich mächtig zu der schönen, jugendlichen und üppigen Gestalt mit dem heißen Herzen, den glühenden Küssen hingezogen, magisch an sie gefesselt, und ohne Rückhalt überläßt er sich dann dem Gefühl, das sein leicht entzündbares zwanzigjähriges Herz erfüllt — sonst denkt er ohne

große innere Erregung an sie. Seine Liebe zu dem Mädchen ist wie ein Rausch, betäubend fast in einem Augenblick, um im nächsten zu verfliegen, ohne irgend eine nachhaltige Spur zurückzulassen.

So dünkt es ihm.

Ob es aber immer so bleiben wird.

Agapita ist eine gefährliche Schöne, und vielleicht denkt er anders, fühlt anders für sie, wenn sie einstens anfangen sollte, kälter gegen ihn zu werden. Das Mädchen ist leichtsinnig und kann — wird ihn aufgeben, vergessen. Das ahnt er, doch auch zugleich, daß eine solche Trennung sich für ihn nicht ohne Schmerz vollziehen wird. Seine Neigung zu ihr muß demnach doch schon tiefere Wurzeln in seinem Herzen geschlagen haben, als er bis jetzt geglaubt.

Dies sagt sich der junge Mann und wähnt es besonders jetzt zu empfinden, wo er dasitzt, mit heißer Sehnsucht und Lust dem Augenblick entgegenharrt, wo Agapita kommen wird, wo er sie in seine Arme fassen, an sein Herz drücken, küssen und abermals küssen darf, unbehindert und — unbekümmert um die Mutter Morel.

Die Mutter Morel!

Ah, der Gedanke an diese trübt in etwas

seine erwartungsvolle Freude, denn diese verlangt mit noch größerer Hartnäckigkeit wie die Tochter die Erfüllung eines mehr als leichtsinnig gegebenen Versprechens, welches Remy eben nicht erfüllen kann.

Und der Augenblick, wo er diese Unmöglichkeit eingestehen wird, muß kommen und wird furchtbare Folgen haben.

Das fühlt er.

Dem Director des Conservatoriums, dem großen Auber, soll er Agapita nicht allein vorstellen, sondern auch als Elevin empfehlen! Er, der den berühmten Componisten kaum von Angesicht kennt, und sie, mit einer Stimme, etwa für das Couplet eines Vaudevilles ausreichend! Dennoch hat er bei Mutter und Tochter immer mit der großen Bekanntschaft geprahlt, von dem herrlichen Organ geschwärmt — der Falsche!

Doch er konnte nicht anders; die Rippenstücke der Mutter und die Küsse der Tochter waren zu köstlich und zu süß, sie mundeten dem armen angehenden, sehr oft hungernden und liebebedürftigen Künstler zu gut, als daß er nicht einige kleine, mitunter auch große Lügen hätte riskiren sollen, um sie zu erwerben. Und Remy riskirte die Lügen und das in reichlichster Weise. Nun

aber, nachdem er Küsse und Rippenstücke lange und genugsam gekostet, begann er, über sein Thun nachzudenken — und wurde melancholisch.

Wenn ihm nichts an dem Mädchen läge, so würde er sich leicht über Alles hinwegsetzen, aber gerade jetzt fühlt er, daß ihr Verlust ihm wehe thun würde, und deshalb muß er einen Ausweg suchen und wenn derselbe auch in einer noch größeren Lüge bestehen sollte, als er bis jetzt zu seinen Gunsten in Scene gesetzt.

— Er wird sich finden, dieser Ausweg, so sagte er sich, und deshalb fort mit allen trüben Gedanken. Es lebe die Freude, es lebe die Liebe — und meinetwegen auch der Wein!

Da rauscht es auf der Treppe, und ganz anders, als wenn die Nachbarin, die kleine Blumenmacherin, zu ihrer Mansarde zurückkehrt. Es klingt wie das Rauschen eines Seidenkleides.

Nun klopft es leise wider die Thür, doch Remy hat sie schon geöffnet und im nächsten Augenblick liegt Agapita in seinen Armen. Alle bösen Gedanken, welche dem jungen Manne quälend genaht, sind verschwunden, auf- und davongeflogen und die Liebe allein ist unumschränkte Gebieterin seines Herzens, seines Kopfes geblieben.

Ihr Küssen will nicht enden. Was schadet's, wenn das feine Capothütchen leidet, wenn die Blumen und Bänder zerknittert werden? Wer achtet in solchem Augenblick auf solchen Tand, wo man im Himmel sich wähnt und nicht auf der Erde, am allerwenigsten in dem Magazin einer Putzmacherin?!

Agapita denkt endlich doch an die kostbaren Garderobestücke, und sich den Armen des Geliebten entwindend, beginnt sie Hut und Tuch abzulegen. Nun kommt ein Körbchen zum Vorschein, welches nicht recht im Einklang mit der eleganten Toilette steht, in der das Mädchen prangt, das indessen gar köstlichen Inhalt birgt.

Nachdem Agapita flüchtig die höchst dürftig möblirte Stube gemustert, ohne just das Mündchen spöttisch zu verziehen, doch auch nichts weniger als Befriedigung zu äußern, beginnt sie auf dem alten Tische die mitgebrachten Herrlichkeiten auszupacken, wobei Remy ihr geschäftig hilft. Eine große neue Zeitung, ein frischgewaschenes Linnenstück von verdächtig länglicher Form will er als Tischtuch anbieten, doch Agapita weist ihn lachend ab, und eine wirkliche Serviette hervorziehend, meint sie, daß sie dies Alles selbst besorgen werde; Remy solle nur in etwas

an ihre Sicherheit denken, denn obgleich sich schwerlich Jemand — es müßte denn eine solche Thörin sein, wie sie selbst — die sechs Treppen zu diesem herrlichen Quartier heraufbemühen werde, so könnte dies am Ende dennoch der Fall sein, und Vorsicht schade nie etwas und eine geschlossene Thür sei immer besser als eine offene.

Remy zögerte nicht, die Richtigkeit dieser Bemerkung anzuerkennen und demgemäß zu handeln; dann aber konnte er sich nicht enthalten, den Leckerbissen einen Blick zu schenken, welche die flinken Finger Agapita's aus dem Körbchen hervorlangten.

Da gab es eine gar einladend ausschauende Pastete, welche einen Duft ausströmte, wie ihn nur die göttliche Trüffel hervorzubringen vermag; dann eine Saucisse de Bordeaux in ihrer silbernen Rüstung, sogar eine Schüssel Crevettes von herrlicher, wahrhaft verführerischer Rosenfarbe, und als passende Begleitung zu all diesen culinarischen Herrlichkeiten erschien eine Flasche Burgunder und nun sogar eine, gefüllt mit dem brausenden und prickelnden Blut der kreidigen Champagne, dem Weine der Götter und der Liebenden.

Remy konnte sich nicht enthalten, laut auf-

zujauchzen und die Geliebte mit kecker Lust zu umfassen, doch Agapita entzog sich ihm gewandt, und ihn mit einem auffallenden Ernst anschauend, versucht sie sein Feuer mit der Bemerkung zu dämpfen, daß sie vor dem Dejeuniren und Küssen eine kleine Unterredung mit ihm zu führen habe.

Der junge Mann, der wohl ahnen mochte, womit das Mädchen ihm zu Leibe gehen wollte, und sich demnach etwas unbehaglich fühlte, meinte, daß es dazu später noch Zeit sein würde.

— Bewahre! entgegnete Agapita. Jetzt sind wir noch ruhig und können noch vernünftig plaudern; nach dem Dejeuner dürfte dies kaum mehr möglich sein.

Dabei blickte sie ihn mit ihren dunklen feurigen Augen so schelmisch an, ihr rosiges Mündchen lächelte so verführerisch, so glückverheißend, daß der junge Mann sich nicht mehr halten konnte.

Er umfaßte die Geliebte und bat sie, zu reden. Um den Preis ihrer Liebe wolle er Alles — das Unmögliche thun. Nur solle sie sprechen — rasch! — damit er dann zu ihr reden könne von dem, was sein Herz für sie fühle, was sein

ganzes Wesen erfülle und ihn zum glücklichsten, seligsten der Menschen mache.

Er wollte sie zu einem Sitze führen, doch es gab nur ein paar erbärmliche schwachbeinige Schemel und Stühle in der Mansarde, durchaus untauglich in diesem Augenblick; keinen Sessel, keinen Divan — das heißt, nur einen von derselben Sorte, wie Hold ihn besaß. Er zog die nur schwach Widerstrebende fort, mit flüsterndem, kosendem Ton ihr glühende Liebesworte zuraunend, und als diese ohne die gehoffte Wirkung zu bleiben schienen, versuchte er endlich das von ihm schon oft und mit Glück angewendete Mittel Chapelou's und nahm seine Zuflucht zum Gesange.

Leise, doch nur um so leidenschaftlicher, intonirte er eine Stelle aus dem berühmten Duette der „Hugenotten“. „Komm, o komm!“ sang der Verführer, und diesen Tönen, der Cadenz, die er mit wahrhaft glühendem Ausdruck in ihr Ohr, in ihre Seele hauchte, vermochte sie nicht zu widerstehen. Ihre gewiß guten Vorsätze für diesen Augenblick vergessend, überließ sie sich ihren Gefühlen für den jungen Mann, und ihn gewähren lassend, erwiderte sie seine Küsse mit einem Feuer, welches die Leidenschaft Remy's

zur höchsten Gluth anfachen, für Beide verheerend — beglückend wirken mußte.

Nach einer Weile finden wir das Pärchen beisammen vor dem Tische sitzen und frühstücken. Mit rechtem Eifer sorgen Beide nunmehr für des Leibes Nothdurft und verschmähen dazu weder die verschiedenen Leckerbissen, noch den feurigen Wein.

Als die Eßgelüste endlich in etwas befriedigt, es Agapita gelungen ist, sich dem ihre Taille umfassenden Arme des Geliebten zu entwinden, spricht sie:

— Und nun, Henri, laß uns zusamen plaudern und vernünftig, wenn es Dir möglich ist.

— Wie kannst Du dies in solchem Augenblicke verlangen? — Grausame!

— Es muß sein, und deshalb höre mich an.

— Meinetwegen. Ich bewillige Dir fünf Minuten, das merke Dir.

— So halte Dich zum wenigsten ruhig, damit ich beginnen kann.

— Ich will vernünftig sein und nüchtern wie — mein Freund Friedel. — Also!

— Ich halte es zu Hause in den engen, mit einem ewigen Geruch von bratenden Cotelettes und Fischen erfüllten Stuben der Mutter nicht

mehr aus. Ich muß und will hinaus in die Welt, in das Leben um jeden Preis. Als den ersten Schritt dazu betrachte ich die Erfüllung Deines Versprechens und daß Du mich einführst in die Welt der Künstler. Einmal aus meinem düstern Entresol und in der Oeffentlichkeit, wird sich Alles finden, das weiß ich. Jetzt löse Dein Wort, ich will es und lasse keine Ausflüchte mehr gelten. Und thust Du es nicht, so werde ich mir selbst Mittel und Wege suchen, mein Ziel zu erreichen. Jetzt kennst Du meine Gedanken und nun rede.

— Warum denn so plötzlich, mit Gewalt Dich in das neue Leben stürzen? antwortete Remy ausweichend. Können wir denn nicht wie bisher glücklich sein?

— Du meinst wohl, ich bedürfe zu meinem Lebensglück weiter nichts als eine Strohhütte — eine solche Dachkammer und Dein Herz? Haha, wie irrst Du Dich! Eine schöne, elegante Wohnung muß ich haben, prächtige Möbel, reiche Toiletten, einen Groom in Livrée und womöglich eine — Equipage. Und ich werde es bekommen. — Nun kennst Du auch meine Wünsche und Hoffnungen.

Remy hatte große Augen gemacht, denn also hatte Agapita noch nie zu ihm gesprochen.

Doch sein gerechtes Staunen ging rasch wieder in die frühere Heiterkeit über und lachend rief er:

— Herrlich, Agapita! Gleiche Wünsche habe auch ich. Warte nur, bis ich 10,000 Francs Gage pro Monat habe — oder auch nur die Hälfte — dann sollst Du Alles und noch mehr erhalten.

Das Mädchen lachte laut und lustig auf.

— Dann könnte ich wohl noch lange warten und mittlerweile eine alte Jungfer werden.

— Unmöglich, im nächsten Jahre bin ich so weit.

— Ich will aber kein Jahr, nicht einmal einen Monat mehr warten. Ich weiß, was ich werth bin — Du hast es mir oft genug gesagt und zu beweisen versucht — und ich werde meinen Weg schon finden, wenn ich ihn erst einmal betreten. Du sollst und mußt mich zu ihm geleiten, mir ihn öffnen, also sprich, wann willst Du mich den Herrn des Conservatoirs vorstellen?

Remy war von den keck und äußerst bestimmt ausgesprochenen Worten des Mädchens getroffen und nachdenklich geworden. Er fühlte, daß er nicht im Stande sei, der lebenslustigen Schönen

andere Gedanken und Ansichten beizubringen, wenn auch sein eigenes Liebesglück darunter leiden und zu Grunde gehen sollte, und daß er ihr willfahren müsse. Aber wie sollte er die Wünsche seiner drängenden Geliebten erfüllen? Es war eine förmliche Unmöglichkeit für ihn.

— Nun, was sinnst Du nach, warum sprichst Du nicht? sagte Agapita endlich ziemlich ungeduldig und dabei recht hörbar mit dem kleinen Füßchen aufstampfend.

— Ich überlege, entgegnete Remy, noch immer nachdenkend.

Plötzlich aber blickte er heiter, sogar mit strahlendem Gesicht auf das Mädchen und rief:

— Ich hab's, so wird es gehen! Heute in acht Tagen, am nächsten Montag, oder vielleicht noch im Laufe dieser Woche, stelle ich Dich dem großen Manne vor, der über Dein Lebensglück entscheiden soll.

— Wirklich? Und ich kann mich auf Dein Versprechen verlassen?

So jauchzte Agapita auf.

— Ich will nicht leben — und Dich verlieren, Süße, wenn sich nicht erfüllt, was ich gesagt! entgegnete Remy mit einem solchen Ernst, daß Agapita nicht mehr an der Wahrhaftigkeit

seiner Worte und seines Willens zweifeln durfte, noch wollte.

Remy hatte also doch einen Ausweg gefunden; es mußte indessen ein eigenthümlicher sein, der seinen ganzen Frohsinn wieder zu erwecken im Stande gewesen, denn er sprach, wenn auch feurig, doch zugleich überaus lustig zu dem Mädchen:

— Soll ich Dir schwören, geliebte Agapita, daß ich mein Wort halten werde? Schwören bei Deinen feuersprühenden Augen, Deinen rosigen, süßen Lippen, die Küsse zu spenden vermögen, die einen armen Sterblichen zum Gott machen bei Deinem —?

Doch die übermüthigen Auslassungen wurden plötzlich durch einen leichten Knall unterbrochen. Agapita, vollständig beruhigt, dachte nunmehr an weiter nichts, als an den Augenblick, und mit gewandter Hand hatte sie die eisernen Fesseln der Champagnerflasche zersprengt und den Pfropfen fliegen lassen. Das süße Gift entströmte seinem gläsernen Kerker und Remy hatte mit überraschender Schnelligkeit sein schwärmerisches Thun mit einem viel praktischeren vertauscht. In einige profane Gefäße, welche nicht die allerentfernteste Aehnlichkeit mit Champagnergläsern hatten, ließ er den perlenden Wein strömen.

Doch was schadet dies? Von feurigen, glückverheißenden Blicken gewürzt, schlürfen die Lippen den köstlichen Trank, um im folgenden Augenblicke wohl zu erproben, ob es für sie nicht noch schönere, süßere Genüsse gäbe. —

Verlassen wir hier das lustige, liebeselige Paar. Wissen wir doch, daß Agapita ihr ersehntes Ziel erreichen wird. — Auf welche Weise der junge übermüthige Geselle dies möglich zu machen gedenkt, werden wir auch und zwar recht bald erfahren.

Neuntes Capiel.

Eine Künstler-Landpartie.

Zwei Uhr war vorüber, als Remy endlich und mit Hilfe mehrerer Omnibusse beim Arc de Triomphe am Ende der Elysäischen Felder anlangte. So rasch er vermochte, schritt er der Porte Maillot, einem der Eingänge in das Boulogner Wäldchen, zu. Obgleich die Göttin der Freude ihn am Morgen durchaus nicht stiefmütterlich bedacht, so ging er doch mit neuer, frischer Lust dem Vergnügen entgegen, welches er sich von dem Spaziergange mit den Cameraden versprach. Es war ein Genuß anderer Art, und dem jungen gutherzigen Manne dünkte es fast schöner denn Alles, mit den Freunden den herrlichen sonnigen Tag in ungebundener Lust und Fröhlichkeit verbringen zu können.

An dem Ort des Rendezvous angelangt, fand er sich indessen sehr enttäuscht, denn Leute, Spaziergänger zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen, sah er in Menge, doch von seinen Freunden keine Spur, so scharf er auch in das Wäldchen, wie die breite Avenue von Neuilly hinauf und hinunter spähte. Recht ärgerlich wurde er bei dem Gedanken, daß man seiner nicht länger geharrt, obgleich er sich sagen mußte, daß ihm vollständig Recht geschehen.

Schon wollte er den Eingang überschreiten, um das Wäldchen suchend zu durchschweifen, als plötzlich lautes lustiges Grüßen an sein Ohr drang, und sich wendend, erblickte er seine Freunde, welche sämmtlich und in heiterster Laune aus einer der kleinen Weinschenken auf ihn zutraten. Gerhard war der Letzte der erschien; lag ihm doch die angenehme Pflicht ob, die genossenen Erfrischungen zu bezahlen.

Einige Neckereien mußte sich der Sänger gefallen lassen, dann ging es fort in den grünen, von einer goldenen Sonne durchfunkelten Wald hinein, neuen Vergnügungen — vielleicht Abenteuern entgegen.

Zu jener Zeit war das Bois de Boulogne noch ein natürliches Wäldchen, das, wenn auch

mit vielen geraden und breiten Wegen und Alleen geziert, doch der eigentlichen Waldwege in Menge aufzuweisen hatte. Noch gab es in ihm stille und heimliche Plätzchen, und der einsame Spaziergänger traf unter Anderem plötzlich mitten in der stillen grünen Blätterpracht ein gewaltiges eisernes Thor, ein sich in der Runde hinziehendes Gitter von alter barocker Arbeit, das einen stillen Park mit grasbewachsenen Wegen umschloß.

Ein neugieriger Blick zeigte ihm Statuen aus der Zopfzeit, welche hinter üppig wuchernden Gebüsch, in früheren Zeiten von der Scheere des Gärtners im Zaume gehalten, hervorlugten, und in der Ferne, sich ebenfalls theilweise hinter Bäumen verbergend, ein Schlößchen, das fast den Eindruck eines märchenhaften Aufenthalts machte.

Heute ist dies Alles und noch manche andere Eigenthümlichkeit des alten Boulogner Wäldchens so ziemlich verschwunden, das, klar und gelichtet zu einem mit künstlichen Seen und Cascaden gezierten modernen Park geworden ist.

Die breite belebte Allee, welche nach Longchamp führte, schritten die Freunde dahin, doch bald lenkten sie in stillere, schattigere Wege ein.

Von ihren zeitweiligen Erlebnissen plauderten sie, von ihren Hoffnungen und Aussichten. Manch lustiges Thema wurde lustig abgehandelt, doch auch manch ernstes, bedeutsames Wort gesprochen, denn wenn auch das Leben leicht nehmend, so liebten doch Alle ihre Kunst und nahmen es ernst mit dem Studium derselben — vor der Hand im Gegensatz zu der bekannten Sentenz, die das Leben ernst und die Kunst heiter nennt. Sie waren auf ihrem Lebenswege noch nicht dahin gekommen, wo letztere Worte auch für sie eine Wahrheit werden sollten.

Also verging die Zeit, und nach einer ziemlich langen Promenade waren sie an einem andern Ende des Wäldchens und vor dem früher erwähnten, recht einsam gelegenen Schlößchen La Muette angelangt. Vor dem verschnörkelten Gittereingange befand sich unter hohen Bäumen ein hübsches Plätzchen zum Ruhen, und wie auf ein Zeichen warfen die Freunde sich auf den grünen Rasen nieder.

— Hier ist es schön, so still und so feierlich unter den hohen Bäumen, es gemahnt mich an die Heimath, sagte der lange Hold, den plötzlich eine etwas sentimentale Stimmung zu überkommen drohte.

— Du hast Recht, entgegnete Remy. Obgleich das stille, verlassene Schlößchen vor uns nur zu deutlich von Frankreichs früheren Herrschern spricht, so hat es mit seinen grasbewachsenen, verwilderten Wegen, seinen moosigen Statuen und vertrockneten Springbrunnen und Wasserwerken doch auch wieder etwas Deutsch-Märchenhaftes. Es will mir schier vorkommen wie der verzauberte Aufenthalt der Prinzessin Dornröschen.

— Doch hoffentlich nur von einem Dornröschen aus der Zopfzeit mit Reifrock und gepudertem Haar, rief Walberg lachend.

— Gepudert oder ungepudert, gleichviel! Einem verzauberten Schlößchen sieht das verlassene und verschlossene Ding da vor uns ähnlich wie ein Ei dem andern, und es würde mich nicht wundern, wenn plötzlich eine solche märchenhafte Prinzessin vor uns erschiene.

— Welche uns reich beschenkt und glücklich macht.

— Ich bitte mir ein „Tischchen-deck-dich" von ihr aus.

— Ein Heckducaten wäre mir doch noch wünschenswerther.

— Ich begehre Fortunat's Wünschhütlein.

— Und ich Tartini's Zaubergeige, auf welcher der Teufelskerl Seiner höllischen Majestät eine Sonate vorgegeigt hat, rief Dappel.

— Und ich, sagte Remy mit keckem lustigen Ton, zugleich einen schwärmerischen Blick in das Innere des stillen Parkes werfend, welcher das stumme Schlößchen umgab, ich würde mir von der Fee einen Kuß erbitten, vorausgesetzt, daß sie schön wäre.

— Laßt uns eins singen, sprach nun Gerhard, welcher recht still geworden war und eine Weile sinnend und in sich gekehrt dagesessen hatte. Vielleicht wecken wir die märchenhafte Prinzessin des Ortes aus ihrem Schlummer; vielleicht erscheint sie uns wirklich, und dann werden wir ja sehen, wen sie beglücken und was sie spenden wird.

— Du wirst wohl der Bevorzugte sein, sagte Remy leise zu dem Freunde. Du hast Dich ja dem Zufall ergeben mit Leib und Leben, mit Haut und Haar, und da wäre es denn nicht mehr als billig, daß der Zufall sich Dir erkenntlich zeigte.

— Wir werden es ja sehen! rief Gerhard keck und lustig, und sofort begann er die bekannte Cavatine aus Boieldieu's Oper zu singen:

Viens gentille dame,
Viens, je te réclame!

— Auf Deine französische Opernbeschwörung dürfte höchstens eine Pompadour oder Dubarry erscheinen, aber keine Prinzessin Dornröschen — wenn Dein Gesang überhaupt irgend Etwas hervorlocken wird.

So sprach Hold ziemlich ungehalten.

— Laßt uns ein deutsches Lied, ein Volkslied anstimmen, rief Remy, dessen Sangeslust plötzlich erwacht zu sein schien.

Doch er sollte diesmal an Gerhard einen Rivalen finden, denn noch hatte der Sänger mit der bessern Stimme nichts Passendes gefunden, als Gerhard schon ein deutsches Lied zu singen begann, das, wenn auch weniger durch seine Worte, doch durch seine ihm innewohnende Stimmung vollständig hieher paßte und von Allen willfährig aufgenommen wurde.

Es war Heine's Loreleylied mit seiner volksthümlichen Weise.

Remy nahm dies Vorgreifen dem Freunde durchaus nicht übel, sondern wohlgemuth fiel er mit seiner hübschen Stimme in den Gesang ein, während die übrigen Musiker mit mehr oder minder guten Organen, doch in treffenden Har-

monien und mit künstlerischem Verständniß die von den beiden Sängern intonirte Melodie begleiteten.

Und durch den stillen schattigen Wald erklang es, den Ort eigenthümlich belebend:

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin;
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn!

Das heimathliche Lied, Allen wohlbekannt, wurde mit gleicher Lust, Strophe um Strophe sogar mit gesteigertem Ausdruck, gesungen und zu Ende gebracht.

Als die letzten Worte:

— Und das hat mit ihrem Singen
Die Loreley gethan!

die letzten Töne langsam und leise in dem grünen Wald verhallt waren, die jungen Leute, welche durch das eigenthümliche Erklingen der schwermüthigen Weise an diesem Ort sich selbst ganz besonders berührt gefühlt hatten, einen Augenblick wie ergriffen schwiegen, da ertönte plötzlich durch die Stille eine glockenhelle Mädchenstimme, die mit einem Anflug von Schüchternheit, doch mit herzlichem Tone auf Französisch rief:

— Bravo, meine Herren! Wie schön Ihr Gesang hier in dem stillen Walde klang! Das Wunder war geschehen, die Fee erschienen.

Ueberrascht, fast erschrocken, wendeten sich die jungen Leute um und nach der Sprechenden hin. Ein junges Mädchen erblickten sie von etwa neunzehn Jahren, das mit einem älteren Herrn und einer Frau während des Gesanges langsam und unbemerkt näher gekommen war, das gehorcht, sich ganz gewiß an dem deutschen Liede erbaut hatte und sich nun nicht enthalten konnte, ihrem Empfinden einen Ausdruck zu geben.

Es war eine zarte schlanke Gestalt und keine eigentliche blendende Schönheit, doch die Farbe des gar lieben Gesichtchens, die für gewöhnlich wohl etwas durchsichtig sein mochte, erschien so rosig angehaucht, die dunklen Augen glänzten von einer so reinen Freude und schauten so gutmüthig drein, daß die ganze Erscheinung, welche sich durch die Farbe der Kleidung von ihrer grünen sonnigen Blätterumgebung vortheilhaft abhob, in der That etwas Märchenhaftes hatte, welches die jungen Leute — und besonders Einen von ihnen — ergreifen und erregen mußte.

Doch wenn die Erscheinung des jungen Mäd-

chens die leicht erregbaren Musiker in ein Märchenland zu führen im Stande war, so war doch ihr Begleiter dazu angethan, die etwaigen Schwärmer wieder zur Wirklichkeit, auf die Erde zurückzuziehen.

Es war ein hagerer Mann, der etwa fünfzig Jahre alt sein mochte. Gelblichfahl war die Farbe seines knochigen Gesichts, hoch und kahl seine Stirne, die kleinen dunklen Augen hatten einen eigenthümlich belebten und scharfen Blick, während die verhältnißmäßig starken Lippen seines durchaus nicht schönen, noch kleinen Mundes, sowie ein sprechender Zug um denselben dem Antlitz etwas Lüsternes, Sinnliches gaben. Seine moderne Kleidung trug er mit vornehmer Nachlässigkeit, und während das Mädchen die wenigen Worte sprach, lüftete er seinen weißen Castorhut, wobei er einen fast kahlen Schädel sehen ließ, um mit einem Lächeln, das etwas Grinsendes hatte, den Sängern seinerseits für den Genuß zu danken, den er wohl auch empfunden haben mochte.

Einige Schritte hinter dem sonderbaren Paare ging eine Frau, wohl etwas jünger als der Herr und von runder Gestalt. Ihr Gesicht war indessen marmorbleich und gleich kalt und starr

dessen Züge. Es mußte wohl eine Dienerin sein; darauf deutete die Kleidung sowohl, als auch daß sie hinter den Beiden dreinging und nicht an deren Seite.

Wir haben uns lange bei der Beschreibung dessen aufhalten müssen, was die Musiker mit einem Blick sahen und empfanden.

Das junge Mädchen hatte die paar Worte freundlich, mit ungemeinem Liebreiz gesprochen, und noch hatte Keiner der überraschten jungen Leute eine passende Antwort finden können, als das Lüften des Hutes, das grinsende Lächeln von Seite des Herrn erfolgte, worauf derselbe seine junge Begleiterin mit nicht zu mißdeutender Bewegung zum Weiterschreiten aufforderte.

Das Mädchen gehorchte. Ihr Gesichtchen nahm zwar einen etwas betrübten Ausdruck an, doch dauerte dies nur einen Augenblick, dann, an den jungen Leuten vorüberschreitend, machte sie diesen eine kaum merkliche, doch dafür um so graciösere Verbeugung, sendete ihnen noch einen dankbaren Gruß zu durch ein leichtes Neigen des Hauptes, das freundliche Blicken der Augen, und weiter schritt sie mit ihrem Begleiter den Weg entlang.

Auch die bleiche Frau machte den Musikern

im Vorbeigehen eine grüßende Verbeugung, wobei sie ihren kalten Blick über die jungen Leute schweifen und einen Augenblick lang auf Gerhard Elsen — so dünkte es diesem — haften ließ. Dann folgte sie dem Paare und bald war sie mit diesem unter dem grünen Laubdach der Bäume verschwunden.

Rasch war der Auftritt vorübergegangen. Die jungen Leute hatten weder Zeit gefunden, sich zu sammeln, noch sich zu erheben, und schon war das Mädchen mit ihren Begleitern wieder verschwunden, wie eine feenhafte Erscheinung in irgend einem Märchen.

— Da hast Du Deine verzauberte Prinzessin! rief endlich Remy seinem Freunde Gerhard zu.

— Und ihr böser Dämon schritt neben ihr her.

— Es wird wohl ihr Mann gewesen sein, bemerkte etwas prosaisch Luitger, doch mit seinem gewöhnlichen lächelnden Gesichte.

— Unmöglich! schrie Gerhard förmlich auf.

— Dann war er ihr Vater.

— Könnte eher sein.

— Auf alle Fälle war es ihr Tyrann, dessen bin ich gewiß, sagte Gerhard, welcher von der

Erscheinung des jungen Mädchens in Wahrheit und eigenthümlich ergriffen zu sein schien.

— Habt Ihr die Frau bemerkt? Wie bleich, kalt und traurig sie ausschaute!

— Wenn es kein Märchen war, das da an uns vorüberzog, so ist es ganz gewiß ein Roman gewesen, der irgend ein Geheimniß birgt, sagte der mit einer ziemlich üppigen Phantasie begabte Remy.

— Wir wollen es lösen! Auf, Freunde, ihnen nach, um den Engel zu befreien aus den Klauen seines Peinigers!

So rief nun Gerhard mit Humor, der indessen eine wirkliche leidenschaftliche Erregung durchblicken ließ.

— Haha! lachte Hold auf. Seht mir doch den närrischen Menschen an, will mir in's Handwerk pfuschen! Wenn Einer von uns das Recht hat, hier die Rolle des sehr tapfern, ehren- und tugendhaften Ritters Don Quixote von la Manche zu spielen, so bin ich es, verstanden! Wer wagt's, mir zu widersprechen?

Und im nächsten Augenblick stand er in kampfbereiter Stellung auf dem Rasen, die Freunde herausfordernd anschauend.

Er hatte in der That etwas von dem aben-

teuernden spanischen Ritter, und wer den Geiger also mit ausgespreizten Beinen und Armen gesehen hätte, würden nimmer gewagt haben, seinen soeben geäußerten Worten zu widersprechen.

Das thaten denn die Freunde auch nicht, und Gerhard's Erregtheit ging bei dem Anblick der sonderbaren Gestalt in laute Heiterkeit über.

— Laßt uns noch ein Lied singen und dann weiterziehen! rief Remy. Vielleicht erleben wir ein neues feenhaftes Abenteuer. Das erste war zwar recht hübsch und interessant, besonders für Freund Gerhard, aber kurz und resultatlos. Beschwören wir die Geister des Orts auf's Neue und stärker, wer weiß, was erfolgen wird?!

Und die Freunde begannen abermals zu singen, Lied um Lied, daß es bald fröhlich, bald schwermüthig durch den Wald erklang.

Doch nichts wollte sich blicken lassen, nicht einmal ein gewöhnlicher Pariser Spaziergänger. Es war eben ein gar stiller Ort, den die Freunde sich zum Ruheplatz ersehen, und leer blieb der Weg, wie öde und still das Schlößchen La Muette, das in der That diesen seinen Namen vollständig verdiente.

— Noch ein letztes Lied, rief endlich Holb, und

dann auf, nach Valencia! — das heißt nach Auteuil und in irgend einen Restaurant, denn mein Appetit sagt mir in Ermangelung eines Chronometers, daß es fünf Uhr und Zeit sein muß, zu diniren.

Was konnte das letzte Lied der Musiker an diesem Orte wohl anders sein, als Mendelssohn's herrlicher Abschied vom Walde? Und in vollen Accorden erklang es denn auch durch die Waldeinsamkeit:

Wer hat Dich, Du schöner Wald
Aufgebaut so hoch da droben?
Wohl, den Meister will ich loben,
So lang' noch mein' Stimm' erschallt:
Lebe wohl! — Lebe wohl, Du schöner Wald!

Nun ging es weiter. Ein letzter Blick noch wurde dem verzauberten stummen Schlößchen, dann schritten die lustigen Gesellen lachend und plaudernd den Weg dahin und dem nächsten Ausgang des Wäldchens zu.

Gerhard war stiller geworden; die plötzliche Erscheinung des jungen Mädchens hatte in der That einen Eindruck auf ihn gemacht, und oft noch wendete er sinnend den Kopf, um nach der Stelle zu schauen, wo sie geweilt, wo er sie gesehen.

Doch der Weg machte eine Biegung und bald war das hübsche ruhige Plätzchen, das stumme Schlößchen mit seiner märchenhaften Umgebung dem Blick des Sinnenden entschwunden.

Weiter ging es, neuen Abenteuern, dem Zufall entgegen.

Zehntes Capitel.

Herr von Auvent. — Der Landpartie zweiter Theil.

Nach einer kurzen Wanderung waren die jungen Leute an einem der Ausgänge des Wäldchens angelangt.

Es war die Porte d'Auteuil, welche zu dem hübschen Orte gleichen Namens, bekannt durch den Aufenthalt Boileau's, Molière's und anderer literarischer Größen der Zeit Ludwig's XIV., führte.

Am Eingang zu dem Wäldchen befanden sich mehrere Guingetten, Cabarets und kleine Restaurants, während ein größeres und besseres derartiges Etablissement, seine kleineren Collegen überragend, dem Spaziergänger seine Firma: „Boileau's Eremitage" und eine colossale Speise-

karte entgegenhielt, welche mit bunten Buchstaben auf die hohe Seitenmauer des Hauses gemalt waren.

— Was haben wir in der Kasse? Zählt, damit wir wissen, wo und was wir speisen können, sagte Hold, noch bevor die Gesellschaft dem einladenden Orte ganz nahe gekommen war.

Gerhard, an den diese Aufforderung, wenn auch nicht direct, doch hauptsächlich gerichtet war, langte sofort in die Tasche und zog verschiedene Silber- und Kupfermünzen hervor.

Hold's Gesicht wurde womöglich noch länger beim Anblick dieses ziemlich magern Kasseninhalts, der sich nach rasch beendigtem Zählen auf etwa fünf Francs feststellte.

— Ist das Alles? — Das wäre entsetzlich!

— Alles. Gestern habe ich etwa fünfundzwanzig Francs für Logis und zum allgemeinen Besten verausgabt, heute Früh noch fünf, macht mit diesen fünf Francs deren in Summe fünfunddreißig, die Ruinen meines Vermögens.

— Das ist freilich nicht viel und zu wenig, um dort in Boileau's Eremitage speisen zn können. Doch wollen wir sehen, was weiter noch vorhanden ist. Was hast Du noch in Deiner Börse, Pappel?

— Ich? Nun, nichts! sagte der kleine Geiger mit einer Art von Vorwurf im Ton, als ob eine solche Frage nicht allein vollständig überflüssig, sondern sogar beleidigend für ihn gewesen wäre.

— Und Du?

— Genau ebenso viel, doch habe ich ganz sicher noch mehr — Appetit als Dappel, antwortete der blonde Walberg.

— Und Du, Remy?

— Ich hatte heute Früh einen ganzen halben Francs, sprach der Sänger mit wichtiger Miene; mein Banquier Friedel schoß mir das Capital vor. Zwei Sous gab ich für Stiefelwichsen, sechs für den Omnibus, einen für Zahnstocher aus und einen Sous erhielt ein armer, noch ärmerer Teufel denn ich, und nun habe ich, genau ausgerechnet, nichts mehr als — die Ehre und dies alternde Haupt.

— Und Du ewig lächelnder Luitger, unsere letzte Hoffnung, sprich, was hast Du im Sack?

Statt aller Antwort holte Luitger mit seinem gewöhnlichen gutmüthigen Lächeln ein blinkendes Fünffrankenstück hervor, das er dann hoch emporhielt.

— Bravo! Bravo! Unser Kniegeiger soll leben!

— Er hat immer Capitalien, und wenn selbst Rothschild kein Geld mehr haben sollte, hat Luitger immer noch welches!

— Die Fee von vorhin hat ihm wohl heimlich einen Heckducaten zugesteckt?

— Wir wollen ihn visitiren! Heraus mit Deinen Schätzen!

— Stellen wir ihn auf den Kopf wie ein Cello, damit herausfällt, was er in den Taschen hat!

So hallte es lustig durcheinander, und Einige wollten Anstalten treffen, ihre Drohungen auszuführen.

Doch Luitger entzog sich ihnen, jetzt schon mehr lachend als lächelnd, und abermals griff er in die Tasche und brachte wieder ein, wenn auch viel, viel kleineres Geldstück zum Vorschein. Dies Manöver führte er noch einige Male und zum größten Gaudium der Freunde aus, bis er endlich erklärte, daß seine Schätze zu Ende seien.

Schade, daß es meistens nur Kupferstücke gewesen, die er zu Tage gefördert, doch waren es in Allem noch etwa zwei Francs, womit sich

das Vermögen für das Diner auf zwölf Francs belief.

— Kinder, sprach Hold nach einigem Besinnen, der Unseren sind sechs, also kommen auf jeden Kopf zwei Francs. Damit können wir unmöglich in der Eremitage à la carte speisen und müssen wir uns schon nach einem bescheideneren Local umschauen. Wird das Essen auch nicht so delicat sein, so soll unser Humor, unser Frohsinn es würzen, und das wird uns auch das einfachste Cabaret in einen Festsaal, die blechernen Löffeln und eisernen Gabeln in Silbergeschirr verwandeln. Also auf und einen Restaurant gesucht, der unser und besonders unserer zwölf Francs würdig ist!

Lustig schritten die Freunde weiter, der stolzen Eremitage Boileau's und ihren ausgestellten Leckerbissen an Geflügel, Fischen und Fleisch kaum einen, oder nur einen fast verächtlichen Blick schenkend.

Ein kleines Cabaret war bald gefunden, welches in seinem Gärtchen eine frischgrünende Laube zeigte, groß genug, um die Freunde aufnehmen zu können.

Aus großen braunen Töpfen wurde der rothe Wein getrunken, und dies deutete hinlänglich an,

daß das Etablissement bescheidene Forderungen an die Börsen seiner Besucher stellte.

Die jungen Leute traten frisch und wohlgemuth ein, mit gleich froher Lust, als ob sie die Schwelle eines großen und feinen Restaurants überschritten. In dem Vorhause befand sich der zinnerne Schänktisch, sowie eine Tafel, auf welcher die Speisekarte des Hauses in natura ausgestellt war; ein weit praktischeres Verfahren, als das der großen Speisehäuser, wo gewiß nur das Zehnte von dem vorhanden ist, was die gedruckte Karte aufzuweisen sich bemüht. Doch allzu einladend war diese Speisekarte leider nicht, und Hold, der sie mit Kennermiene musterte, machte bei ihrem Anblick ein höchst trübseliges Gesicht.

Da stand ein kalter Kalbsbraten, der durchaus nicht frisch-fröhlich, sondern sogar recht traurig, matt und mit sich zerfallen ausschaute, denn schon gar lange mußte der Arme dagestanden haben, ohne Erlösung zu finden. Und er bildete sogar noch das Hauptstück der Tafel!

Dann waren einige kleine gebackene Fischchen zu schauen und in ihrer Gesellschaft eine Ente, oder irgend ein anderes Thier mit Flügeln, wel-

ches sich in seiner nur noch stellenweise braunen Schmorrüstung recht ehrwürdig darstellte.

Dies, einige mürbe Apfelsinen und verschiedene Stücke Lebkuchen bildeten die ganze Herrlichkeit des Ortes.

Hold's Gesicht wurde immer länger, ernster und mißmuthiger, und auch die Anderen fühlten ihre Heiterkeit merklich schwinden, denn durchaus keine Genüsse sahen sie sich aus einem solchen Diner erblühen.

Der Wirth pries zwar mit volltönenden Worten die Vortrefflichkeit und Zartheit der trockenen und gewiß alten Ente — welche noch dazu vier volle Francs kosten sollte — sowie die Frische seines Kalbsbratens und seiner Fritüre, woran indessen keiner seiner wählerischen Zuhörer glauben wollte. Er meinte endlich mit schlecht verhehltem Spott und als die langen Gesichter der jungen Leute ihm wohl langweilig zu werden begannen, wenn die Herren an seinen Gerichten kein Behagen fänden, warum sie alsdann nicht lieber in der Eremitage eingekehrt wären?

— Bei Ihnen, in ihrer hübschen Laube haben wir speisen wollen und nicht in der Eremitage, entgegnete Hold. Aber Kalbsbraten — essen

wir alle Tage und durchaus nicht gerne; gebratene Enten haben auch keinen Reiz für uns und noch weniger eine Fisch-Fritüre. Können Sie uns nichts Anderes vorschlagen?

Der Wirth, welcher sich durch die ersten Worte Hold's etwas besänftigt gefühlt hatte, meinte nun, und wieder diensteifrig wie zuvor, daß er den Herren eine treffliche Giblotte, ein Kaninchen-Ragout, zubereiten könne; das wäre aber auch Alles. Heute sei ein schlechter Tag und da habe er sich nicht vorgesehen.

— Eine Giblotte? fragte Hold mit eigenthümlichem Ausdruck seines langen Gesichtes die Freunde. Was meint Ihr dazu?

— Wenn der Koch uns die Köpfe der Kaninchen zeigen könnte, rief Remy lachend, dann hätte ich nichts dagegen.

— Na, wenn auch nicht die Köpfe, so wird er uns ganz gewiß die Schwänze seiner Giblotte aufweisen.

— Welche, bei Lichte betrachtet, sich dann wohl als Katzenschwänze ausweisen werden.

— Kommt, laßt uns weiter gehen um ein Haus.

So sprachen die Freunde und schickten sich zugleich an, die wenig einladende Eßbou-

tique sammt ihrer recht einladenden Laube zu verlassen.

Der Wirth, welcher die deutsche Unterredung nicht, die Bewegung seiner wählerischen Gäste aber recht gut verstanden, rief den Fortgehenden noch mit derbem Spott nach:

— Wenn den Herren weder meine Küche, noch die der Eremitage behagt, so wird Ihnen wohl nichts Anderes übrig bleiben, als bei Herrn von Auvent zu speisen, welcher heute den Honoratioren von Auteuil sein jährliches großes Diner giebt.

Hold hatte sich bei den Worten gewendet, und mit einer wahren olympischen Ruhe sagte er zu dem Wirth:

— Wir danken Ihnen für den Nachweis und werden also bei Herrn von Auvent speisen, um dessen Adresse wir Sie noch ersuchen.

Der Wirth lachte, doch sagte er:

— Nun, da gehen Sie einfach die Straße hinab, in dem ersten großen Garten rechts werden Sie die Gesellschaft schon beisammen finden. Guten Appetit und viel Vergnügen, meine Herren!

— Wo gehen wir denn hin? fragte Luitger, dem diesmal sein Lächeln abhanden gekommen

zu sein schien, den die Gasse hinabschreitenden Hold.

Hold hielt inne, schaute den Frager mit mitleidigem Staunen, dann die lustig hinter ihm dreinschreitenden Freunde an und sagte:

— Er fragt noch, der Kurzsichtige! Wo anders als zu Herrn von Auvent oder Volauvent, wie er meinetwegen heißen mag? Er giebt ja heute sein jährliches Diner, das hast Du doch gehört, und alle Honoratioren von Auteuil sind geladen. Nun, wenn wir Sechse in diesem Augenblicke nicht zu diesen Honoratioren gehören, wenn Du das nicht fühlst, dann — dann bist Du werth, jenen ehrwürdigen Kalbsbraten ganz allein zu verzehren.

— Brrr! machte Luitger.

Doch die Zuversicht seines Freundes hatte ihn beruhigt, und mit seinem gewöhnlichen Lächeln entgegnete er:

— Meinetwegen, gehen wir zu Herrn Volauvent. Wir können höchstens —

— Beseitigt werden? Schäme Dich, nur Derartiges zu denken. Man wird uns mit offenen Armen empfangen. Was meint Ihr, Freunde?

Der Vorschlag, in einem fremden Garten, in

einer fremden Gesellschaft sich ungeladen zu präsentiren, war allerdings ebenso bedenklich als abenteuerlich, doch hatte er gerade dadurch etwas ungemein Verlockendes für die übermüthigen jungen Leute, und wenn sie auch Alle anfänglich gestutzt, so meinten sie doch bald, daß man es versuchen könne; der Herr von Auvent könne kein Barbar, wohl aber ein Kunstfreund sein und deshalb —

— Voran! commandirte Hold. Die Toiletten in Ordnung gebracht, die Haare, die Rockklappen glatt gestrichen, die Schnupftücher, wenn sie präsentabel sind, in die Hand genommen, um den etwaigen Mangel an Handschuhen zu verdecken. Doch das ist kaum nothwendig, dies Geschäft können auch die Hüte besorgen; dann sind Handschuhe im Sommer und auf dem Lande durchaus nicht obligat. Also voran!

Und dahin schritt die kleine lustige Gesellschaft, in ihrer übermüthigen Laune und frohen Sorglosigkeit auszuführen, was ihr Lenker und Leiter vorgeschlagen.

In kurzer Zeit waren sie bei dem Gitter eines prächtigen Gartens angelangt, der, parkartig angelegt, von ziemlichem Umfange sein mochte. Frischgrünende Rasenplätze wechselten

ab mit kleinen Gebüschen und Blumenbeeten, auf denen die bunten Kinder des Frühlings in reichster Fülle und in üppigster Farbenpracht blühten.

Das Rauschen und Plätschern von Springbrunnen drang durch die Gebüsche, und in mäßiger Ferne erblickte man eine elegante und, wie es schien, geräumige Villa mit schattiger Veranda und breiter Freitreppe, welche mit Aloen besetzte Steinvasen zierten. In der Nähe des Hauses hörte man verschiedene Stimmen, und hie und da tauchten einzelne Gäste, welche in ziemlicher Anzahl vorhanden sein mußten, auf. Es war ein schöner, herrlicher Aufenthalt, und seine Besitzer mußten glückliche, zum wenigsten reiche Menschen sein.

Einen Augenblick schauten und staunten die jungen übermüthigen Gesellen, dann sprach Hold rasch:

— Wir betreten den Garten als fremde Besucher, angezogen durch die Schönheit des Ortes. Das Andere findet sich. En avant!

Und die Schwelle des Gartens wurde in kecker Laune überschritten, wenn auch das Herz des Einen oder des Andern von ihnen etwas mehr als gewöhnlich klopfen mochte.

Langsam schritten sie dahin auf einem hübschen sandigen Wege, sich nicht scheinbar, sondern recht neugierig und bewundernd umschauend in den prächtigen Anlagen.

Stille war es um sie her, und nur das Gespräch der Gäste des Hauses drang aus der Ferne zu ihnen, und immer klarer, deutlicher, als bester Beweis, daß sie sich, wenn auch langsam, doch immer mehr dem Hause, der Gesellschaft und wohl auch der Katastrophe ihres Abenteuers näherten.

— Wie wird diese ausfallen? fragen sich wohl die leichtfertigen Gesellen mehr oder minder erregt, doch im Grunde ohne besondere ängstliche Sorge.

Jetzt hatten sie ein hübsches, der Bewunderung werthes Plätzchen in der Nähe des Hauses erreicht und waren nur durch ein Gebüsch, von blühenden und wohl seltenen Buschpflanzen umrahmt, von der Gesellschaft getrennt. In der Mitte eines zierlich mit Blumen bepflanzten Rasenteppichs erhob sich eine große und höchst geschmackvolle Volière von vergoldetem Drahtgeflecht und bevölkert mit einer Unzahl kleiner allerliebster ostindischer Gesellschaftsvögel.

Alle machten staunend Halt und bewunderten

den goldenen Drahtpalast und seine befiederten Bewohner, welche laut und lustig zwitschernd hin und her flogen. Keiner schaute sich um, denn der große Augenblick nahte heran, das fühlte ein Jeder.

Mehrere Diener in Livrée hatten die jungen Leute bemerkt, staunend betrachtet, unter einander geflüstert und dann wahrscheinlich dem Herrn des Hauses Mittheilung von den fremden Gästen gemacht.

Dies Alles hatten die lustigen Musiker recht deutlich gesehen, doch nicht beachtet, und ebenso deutlich bemerkten sie nun einen Herrn, der mit einem der Diener hinter dem Gebüsche zum Vorschein kam. Nicht wendeten sie den Blick vom Vogelhause ab, dabei lebhaft redend und gesticulirend, als ob das schöne Object sie über alle Maßen interessire.

Der Diener hatte auf die Gruppe gedeutet, und der Herr in eleganter Sommertracht schien zu staunen, dann aber schritt er langsam näher und auf die jungen Leute zu.

Es mochte den Kecken in diesem Augenblicke doch etwas eigenthümlich zu Muthe sein, denn nunmehr galt es, ihr Eindringen in den Garten zu rechtfertigen — womöglich das ersehnte Diner

zu erobern. Schon wollte Hold mit größter Kaltblütigkeit sich wenden, den Verlegenen spielen, als Gerhard plötzlich einen unterdrückten Ruf der Ueberraschung hören ließ, genau in dem Augenblick, da sein Freund Remy wahrhaft erstaunt ausrief:

— Da ist der Zufall!

Beide hatten den Nahenden erkannt; es war derselbe hagere kahlköpfige Herr, der ihnen mit dem jungen hübschen Mädchen vor etwa einer Stunde vor dem Schlößchen La Muette begegnet war und ihr Singen gehört hatte. Dies überraschende Zusammentreffen schien Gerhard's Lebensgeister ganz besonders geweckt zu haben, denn schon löste er sich, Hold keck vorgreifend, von der kleinen Gruppe ab, trat mit dem Hute in der Hand und recht ungezwungen, sogar mit eleganter Bewegung, auf den Herrn zu, und ihn höflich grüßend sprach er:

— Sie werden verzeihen, mein Herr, daß wir gewagt, in Ihren Garten einzudringen. Die hübschen Anlagen, welche wir auf unserem Spaziergange plötzlich vor uns auftauchen sahen, waren wohl im Stande, eine Anzahl Kunstbeflissener mächtig anzuziehen, wie das weit offene Thor zu verlockend und einladend, als

daß wir der Versuchung hätten widerstehen können, solche Herrlichkeiten in der Nähe zu bewundern.

Der Herr hatte anfänglich die dunklen Augen ziemlich unwillig über die kecken Eindringlinge schweifen lassen, doch erkannte auch er die Sänger wieder, denen er im Walde begegnet, wodurch sein Mißvergnügen in etwas zu schwinden schien, das dann endlich durch die wohlgesetzten Worte, die Art und Weise, wie Gerhard sie hervorgebracht, vollends verscheucht wurde. Er hörte sofort, daß er es mit Künstlern zu thun hatte, sah an dem Benehmen Gerhard's, daß es Leute waren, denen Ton und Manieren der besseren Gesellschaft durchaus nicht fremd zu sein schienen, und sich leicht verneigend, erwiderte er lächelnd:

— Es bedarf keiner Entschuldigung, meine Herren, und wenn es Ihnen angenehm sein sollte, meinen Garten zu sehen, so würde mir dies Vergnügen gewähren.

Alle Sechs verbeugten sich pflichtschuldigst, und schon wollte Hold das Wort ergreifen, als der hagere Herr, der also kein Anderer war als der Hausherr selbst, abermals sagte:

— Die Herren sind also Künstler? Ich hätte mir das denken können, denn gewöhnliche Dilet-

tanten singen nicht mit solchem musikalischen Verständniß, solchem richtigen Ausdruck.

— Sie beurtheilen uns zu nachsichtig, entgegnete Gerhard, welcher die Conversation zum gelinden Aerger Hold's allein führen zu wollen schien, mit einer Verbeugung.

Und gewandt, mit leichtem Ton fuhr er fort, seine Freunde gleichsam vorstellend:

— Wir sind allerdings — Künstler; meine Freunde hier Instrumental-Virtuosen, dieser Herr ist Sänger und meine Wenigkeit — Clavierspieler.

Eine abermalige Verbeugung erfolgte und Herr von Auvent sprach noch freundlicher als zuvor:

— Dann habe ich ja dem Zufall Dank zu sagen, daß er mir eine solche angenehme Gesellschaft zugeführt. Ich hoffe, die Herren werden meinen Garten nicht so rasch verlassen, und recht sehr würde es mich freuen, wenn die Anlagen ihnen irgend ein Vergnügen zu machen im Stande wären.

Dabei machte der Sprecher eine Bewegung, als ob er die jungen Leute auffordern wolle, ihren Spaziergag ungestört fortzusetzen, was den Betreffenden nur angenehm sein konnte, da es

so ziemlich einer Einladung zum — Bleiben gleichkam.

Herr von Auvent schritt voran, und da nur ein Weg vorhanden war, so folgten ihm die Musiker.

— Es geht vortrefflich, brummte Dappel, welcher sich hinter Luitger verkrochen hatte, recht vergnügt in seinen struppigen Bart.

— Ein Teufelskerl, der Gerhard! Manieren hat er wie ein Marquis, meinte Hold, einen staunenden, doch zufriedenen Blick auf den Freund werfend, welcher mit dem Hausherrn sofort wieder ein Gespräch angeknüpft hatte.

— Der Zufall ist da und er hat ihn schon und geschickt beim Schopf gefaßt, sagte Remy lächelnd für sich. Nun wird die holde Fee auch nicht mehr ferne bleiben.

Er hatte diese Worte noch nicht zu Ende geflüstert, als plötzlich hinter einem Gebüsche ein junges Mädchen, in leichte Rosastoffe gekleidet, ein rundes Strohhütchen auf den braunen Locken, hervortrat und auf Herrn von Auvent zueilte. An seinen Arm hing sie sich, den Spaziergang gleichsam unterbrechend, und mit freundlicher, lächelnder Miene grüßte sie die Musiker, welche auf's Neue die Hüte gezogen.

Es war in der That die kleine hübsche Fee des Boulogner Hölzchens.

— Das ist schön von Dir, lieber Vater, sprach das Mädchen mit einem überaus freundlichen Blick auf die jungen Leute, daß Du die Herren gebeten hast, zu bleiben. Nun kann ich ihnen doch nochmals danken für die große Freude, welche ihr schöner Gesang im Walde mir gemacht.

Gerhard hatte in Wahrheit ergriffen dagestanden, wähnte er doch, daß der Blick des Mädchens länger auf ihm denn auf den Freunden haften geblieben! Eine leichte Röthe war auf seinem Gesichte aufgetaucht, das also, von dem leichten Barte umrahmt, sich durchaus nicht unvortheilhaft präsentirte.

Dies mußte sich wohl auch Herr von Auvent sagen, denn er betrachtete den jungen Mann mit scharfen, eigenthümlichen Blicken, die ein gewisses Staunen ausdrückten.

Dann sprach er in anderem, rascherem Tone wie bisher zu ihm:

— Sie sind also Clavier-Virtuose; und Ihr Name, wenn ich bitten darf?

— Mein Name ist — Gerhard und das Piano mein Instrument, erwiderte der Gefragte etwas

verwirrt und mit einer Verbeugung gegen den Herrn.

Doch schon im folgenden Augenblicke schien er seine Selbstbeherrschung wieder erlangt zu haben, und sich zu dem jungen Mädchen wendend, sagte er lächelnd:

— Auch singe ich ein wenig, habe jedoch nach Ansicht meiner Freunde keine salonfähige Stimme. Wenn indessen unser Gesang so glücklich war, Ihre Aufmerksamkeit zu erregen, so würde es uns Freude machen, Ihnen noch einige unserer deutschen Lieder vortragen zu dürfen.

— Das wäre herrlich! jubelte das junge Mädchen, voller Freude in ihre Händchen klatschend und den Vater mit leuchtenden, bittenden Blicken anschauend.

Herr von Auvent war wieder freundlich geworden wie früher. Er betrachtete seine Tochter mit lächelnden Blicken, und sich zu den jungen Leuten wendend, sprach er in verbindlicher Weise:

— Ich könnte dies überaus freundliche Anerbieten nur dann annehmen, wenn die Herren einwilligen wollten, für heute Abend — meine Gäste zu sein, an einem einfachen Mittagsmahle theilzunehmen, welches ich meinen hiesigen Nachbarn im Begriffe stehe anzubieten.

Das große Wort war endlich gesprochen, ein feines würdiges Diner glücklich erobert.

Ein rechtes Wohlbehagen, gepaart mit mehr oder minder neckischer Lust oder Freude, erfüllte die Herzen der sechs jungen Leute, die sich zugleich zu überzeugen bemühten, daß dies ersehnte Resultat auf eine recht anstandsvolle Weise herbeigeführt worden war.

Herr von Auvent, mit seinem Töchterchen am Arm, schritt auf das Haus, den Ort zu, wo die Gesellschaft versammelt war. Freundlich, sogar recht heiter angeregt, sprach er zu den Künstlern, welche, das Paar umgebend, folgten.

Er theilte ihnen mit, wie er alljährlich seinen ländlichen Nachbarn, lauter tüchtige, wackere Leute, ein kleines Diner gebe, und diesmal also, Dank der liebenswürdigen Zuvorkommenheit der Künstler, seinen Gästen noch einen außergewöhnlichen und schönen Genuß zu bieten im Stande sei.

Er ließ sich dann von Gerhard, welcher an seiner Seite dahinschritt, die Namen der Uebrigen mittheilen, und dieser verfehlte nicht, den blonden Walberg als Chef d'Orchestre des bekannten Concerts V. Hold als Professeur de Musique, Dappel und Luitger als tüchtige Virtuosen und Remy als hoffnungsreichen Sänger vorzuführen.

Herr von Auvent schien durch diese Erklärungen recht befriedigt zu sein; auch sein Töchterchen horchte aufmerksam und wohlgefällig auf die Reden des jungen Mannes, ihn dabei unbefangen und überaus freundlich anblickend, was Gerhard's Herz rascher schlagen machte, seinen Muth erhöhte und ihn anspornte, sich so liebenswürdig als nur immer möglich zu zeigen.

Bald waren sie bei den versammelten Gästen angelangt, denen die Künstler vom Herrn des Hauses in leichter, ungezwungener Weise vorgestellt wurden.

Es waren verschiedene ältere Herren, einige Frauen und junge Mädchen, welche letztere ganz besonders über den Zuwachs an jüngeren Herren recht erfreut zu sein schienen.

Auch die bleiche Frau fehlte nicht, doch wie sie im Walde hinter dem Paare dreingegangen, so saß sie auch hier still und etwas abseits. Die Tochter des Herrn von Auvent eilte nun auf sie und einige der jungen Mädchen zu, welche in der Nähe weilten, und theilte ihnen flüsternd etwas mit, wohl wer und was die Herren seien und wie sie dieselben schon im Walde gehört, worauf die Blicke der jungen weiblichen Welt

sich nur um so neugieriger und freundlicher auf die Ankömmlinge richteten.

Während dieser Zeit machte Herr von Auvent seine neuen Gäste mit der übrigen Gesellschaft bekannt.

Da war zuerst Herr Godard, der Maire des Ortes, eine runde behäbige Gestalt mit freundlichem Angesicht, sowie seine würdige Gattin; dann gab es einen alten pensionirten Oberst, Herrn von Mortreuil, welcher die Schlachten des Kaiserreichs mitgemacht, lange in Deutschland gehaust und auch einige deutsche Wörter als Kriegsbeute mit heimgebracht hatte, wie Herr von Auvent lachend meinte; ferner eine ziemlich aufgeputzte corpulente Dame von etwa vierzig Jahren, Madame Balanchard, eine Wittwe und Nachbarin des Herrn von Auvent.

Die übrigen Herren und Damen waren ebenfalls Besitzer von Landhäusern und Gütern in dem hübschen Auteuil und die jungen Mädchen deren Töchter und Angehörige.

Mademoiselle Helene hieß die Tochter des Hausherrn, und die bleiche, so still dasitzende Dame, mit welcher das hübsche Mädchen in vertraulicher Weise verkehrte, wurde den Künstlern

als Madame Laurent und Gesellschafterin Helenens vorgeführt.

Von Allen wurden die Musiker recht freundlich begrüßt. Der Herr Maire reichte ihnen sogar die Hand als Zeichen des Willkomms, und bald hatte ein Jeder eine Gruppe gefunden, mit der er sich unterhielt. Es zeigte sich sofort, daß man es mit einer ländlichen ungezwungenen Gesellschaft zu thun hatte, was den jungen Leuten ganz besonders angenehm sein mußte.

Die dicke Dame, Madame Balanchard, schien ein ganz besonderes Wohlgefallen an dem kleinen borstigen Dappel gefunden zu haben, denn kaum hatte sie vernommen, daß derselbe die Geige tractire, als sie ausrief:

— Wie mein Seliger! Auch er spielte die Geige und den Vortrag seines

„Sur le pont
d'Avignon"

werde ich nie vergessen. Sie kennen doch auch das schöne Lied, Monsieur d'Appel?

Herr d'Appel, welcher abermals einen neuen und höchst interessanten Namen erhalten hatte, sogar von der dicken Dame in den Adelstand erhoben worden war, befand sich in der glücklichen Lage bejahen zu können, daß er besagtes Lied

ganz wohl kenne, wobei er zur besseren Bekräftigung seiner Worte sofort mit seiner recht borstigen Stimme zu brummen begann:

„Sur le pont
d'Avignon,
Où on danse
En cadence;
Sur le pont
d'Avignon,
Où on danse
Toujours en rond!"

— Magnifique! rief Madame Balanchard und schien außer sich vor Entzücken. Ganz wie mein Seliger! worauf sie einen Bedienten herbeiwinkte und ihm auftrug, in ihrer Behausung sich die Geige ihres verstorbenen Mannes von der Köchin geben zu lassen, denn Herr d'Appel werde der Gesellschaft nicht allein eines der schönsten Lieder, und gewiß mit Variationen, wie sie ihr Seliger oft versucht, vorzuspielen — so verkündete sie laut — sondern die Gesellschaft könne dann auch die Ronde der Brücke von Avignon tanzen, den herrlichen Tanz, den sie so oft mit ihrem armen kleinen Balanchard — ach, so oft und so gerne getanzt!

Während dieser kleinen Scene hatte sich an

anderen Orten auch schon Verschiedenes zum Vortheil unserer Freunde ereignet.

Die Tochter des Hauses, Mademoiselle Helene, war mit einigen der jungen Mädchen auf Herrn Gerhard zugegangen und hatte, wenn auch etwas schüchtern, doch mit entzückender Liebenswürdigkeit, um den Vortrag eines deutschen Liedes, wie die Herren vorhin eines im Walde gesungen, gebeten.

Walberg, welcher just bei Gerhard stand, überließ diesem die Unterhaltung der jungen Mädchen und trat zu Hold, einige flüchtige Worte zu ihm redend.

Doch dieser schien in einer ernsten Unterredung mit dem Herrn Maire und dessen Frau Gemahlin begriffen zu sein, und zwar sprachen sie über die Wirksamkeit des Serpents als Rival der Orgel. Hold winkte daher den Worten Walberg's nur eine Bejahung zu, worauf Letzterer sich seitwärts auf einen Stuhl niederließ, ein Noten-Skizzenbuch hervorzog und emsig zu schreiben begann.

Indeß Hold nun in gravitätischer Weise seine Conversation über den Serpent, welches Instrument Madame Godard ganz besonders, sogar leidenschaftlich zu lieben vorgab, fortführte, sogar

zur vollsten Befriedigung der würdigen Dame — die lebhaft bedauerte, daß keiner der Herren Künstler den göttlichen Serpent zu blasen verstehe — erklärte, daß er gleich morgen am Tage das Studium des ihm von so schönem Munde hoch gepriesenen Instruments beginnen werde, hatte Walberg auf einzelne Blättchen die Stimmen des herrlichen Quartetts von Kreutzer: „Die Capelle" notirt.

Nun winkte er die Freunde herbei, vertheilte die Stimmen und munterte zu gelungenem Vortrag auf.

Stille war es in der soeben noch recht lauten Gesellschaft geworden. Erwartungsvoll, mit leuchtenden Augen saß Mademoiselle Helene den Künstlern gegenüber, recht zufrieden ihr Vater im Kreise seiner ländlichen Gäste, welche ebenfalls mit nicht geringer Spannung dem Vortrag der deutschen Sänger entgegenharrten.

Ein Augenblick vollständiger Ruhe erfolgte, dann stiegen langsam, leise und feierlich die schönen, melodischen Gänge, die ergreifenden Harmonien des Kreutzer'schen Liedes auf, die französischen Zuhörer gleich vom Beginne an fremdartig, doch mächtig berührend.

Eine wahre Andacht überkam sie im Verlaufe

des mit tiefer Empfindung, ja mit Begeisterung vorgetragenen Liedes, und dies ganz besonders bei der Stelle, da die Stimmen leise und in eigenthümlichem Rhythmus sangen:

„Das ist — die Capelle — still — und klein,
Sie ladet den Pilger zum Beten ein!“

Als nun bei der Wiederholung der letzten Zeilen die Stimmen zu einem vortrefflich ausgeführten Crescendo anschwollen, um dann das herrliche Quartett mit einem wie hingehauchten Pianissimo zu enden, da mußte sich ein Jeder in seiner Weise tief ergriffen fühlen.

Der Gesang war zu Ende, doch seine Wirkung dauerte fort, denn ruhig und still blieb es noch immer im Kreise der Zuhörer.

Die Kunst hatte gesühnt, was ihre etwas leichtfertigen Jünger verbrochen; sie hatte ihnen nunmehr ein Recht gegeben, zu weilen in dem Kreise, in den sie sich in jugendlichem Uebermuth eingedrängt.

Manch schönes Auge war feucht geworden, und die bleiche Madame Laurent hatte sich still entfernt; der deutsche Gesang mußte auf sie eine ganz besondere Wirkung ausgeübt haben.

— Auch Helene hatte die schönen dunklen Augen voll Thränen, deren sie sich nicht zu schä-

men schien. Still und andächtig saß sie da, ein anderes junges Mädchen fest umschlungen haltend und keinen Blick von den Sängern abwendend.

Der Herr Maire wie der alte Oberst hatten überrascht, doch freudig dem Gesange gehorcht, doch noch überraschter schien Madame Godard zu sein. Sie hatte gefunden, daß es noch schönere Musik gebe, als die, welche der Serpent, das lederne Ungeheuer hervorbringe.

Noch hatte sie sich nicht gefaßt, als Madame Balanchard, welche nicht allein sehr andächtig zugehört, sondern auch ein paar dicke Thränentropfen vergossen, plötzlich mit einem schweren Seufzer ausrief:

— Fast so schön wie der Pont d'Avignon!

Der Bann war gebrochen, die Heiterkeit trat wieder in ihre Rechte, und laut priesen und belobten die Mädchen und Frauen, die Männer, kurz Alle, die Sänger.

Herr von Auvent trat auf sie zu; sein fahles Gesicht hatte eine lebhaftere Farbe erhalten, und mit aufrichtigem Dank für die Freude, die sie ihm und seinen Gästen gemacht, drückte er einem Jeden die Hand.

— Jetzt aber bitte ich Herrn d'Appel uns auf der Geige des seligen Balanchard etwas zum Besten zu geben! rief nun die dicke Wittwe, den kleinen Geiger ohne Umstände zu sich heranwinkend, denn der abgesendete Bediente hatte einen citronengelben Violinkasten gebracht und neben sie hingestellt.

Während Dappel nun von den lächelnden Freunden mit heimlichen, doch recht fühlbaren Rippenstößen auf den Weg zu seiner neuen Gönnerin befördert wurde, näherte sich dem Hausherrn ein Bedienter, demselben eine Meldung machend.

— Zu Tische, meine Damen und Herren, und ohne Ceremonie! sagte Herr von Auvent nun zu seinen Gästen. Zuerst speisen wir und dann wollen wir sehen, ob die außerordentliche Güte der Herren Künstler uns noch einen ähnlichen schönen Genuß bereiten wird.

Madame Balanchard mußte sich zufrieden geben; damit indessen weder der Pont d'Avignon, noch der Geiger ihr entgehe, faßte sie Herrn d'Appel unter den Arm, ihn mit höchst graziösem Lächeln auffordernd, sie zur Tafel zu geleiten.

Zwar wurde es dem kleinen Künstler bei

dieser Umarmung etwas bänglich zu Muthe, doch besiegte er seine borstige Schüchternheit und entledigte sich seiner Obliegenheit als galanter Mann zur vollsten Zufriedenheit seiner Dame.

Hold war die außerordentliche Begünstigung zu Theil geworden, Madame Godard, der Serpent-Liebhaberin, den Arm geben zu dürfen, gewiß zur größten Zufriedenheit des Hausherrn, welcher eine viel jüngere und hübschere Dame sich als Tischnachbarin ersehen. Herr von Mortreuil war auf Mademoiselle Helene zugegangen, und Gerhard, der klüglich und bescheiden zurückgetreten, erbat sich von dem jungen Mädchen, an das Helene sich während des Gesanges geschmiegt, die Ehre und das Vergnügen, sie zu Tische geleiten zu dürfen.

Bald waren Alle, und meistens paarweise, auf dem Wege zur Villa.

In einem geräumigen und höchst elegant ausgestatteten Salon zu ebener Erde, auf die Terrasse und Freitreppe gehend, war das Diner hergerichtet worden. Obgleich es noch ziemlich hell draußen war, so brannten doch eine Menge Wachslichter in silbernen Leuchtern und kämpften siegreich mit der scheidenden Tageshelle, um

die in großer Menge aufgestellten culinarischen Genüsse den Theilnehmern des Essens im günstigsten Lichte zu zeigen. Höchst verlockend erschienen den Künstlern die acht Gläser in den verschiedensten Formen und natürlich für die verschiedenartigsten Weine bestimmt, welche die Begleitung der gewiß ebenso reichhaltigen Reihe der Gerichte bilden sollten.

Hold konnte sich nicht enthalten, im Vorbeigehen seinem Freunde Dappel das bedeutsame Wort „Kalbsbraten" zuzuraunen, welches von dem Geiger mit einer höchst borstigen Grimasse erwidert wurde, obgleich es nur eine Bemerkung und keine neue Bereicherung des Dappel'schen Namens-Verzeichnisses hätte sein sollen.

Bald waren Alle in bunter Reihe placirt und die Freunde befanden sich bei ihren verschiedenen Nachbarn so wohl, als ob sie wirklich deren Nachbarn und Gutsbesitzer in dem schönen Auteuil gewesen, welcher Gedanke Manchem von ihnen wohl einen tiefen Seufzer auspressen mochte.

Doch keine Zeit war zu derartigen Betrachtungen, denn die Bedienten erschienen, die Schüsseln wurden aufgetragen und das Diner begann.

Wünschen wir Allen einen recht guten Appetit, obgleich dies bei unseren Freunden, den Künstlern, kaum nothwendig, sogar eine ziemlich überflüssige Redensart sein dürfte.

Elftes Capitel.

Eine improvisirte Soirée. — Der Landpartie Ende.

Das Diner war vorüber; kostbar, wie es begonnen, war es zu Ende gegangen, und wenn die sechs lebensfrohen jungen Leute sich sagen mußten, daß sie selten, vielleicht noch nie so vortrefflich gespeist, so herrschte dafür in der übrigen Gesellschaft auch nur eine Stimme über sie: zu ihren Gunsten und ihre heitere gesellschaftliche Liebenswürdigkeit preisend.

Dappel hat an Madame Balanchard eine förmliche Eroberung gemacht, und wohl als Triumphator über ihr Herz wird der Glückliche heimkehren, wenn er ihr erst auf der Geige des Seligen den Pont d'Avignon vorgespielt. Hold ist es gelungen, sich in der Gunst des Herrn

Maire und seiner Gattin festzusetzen, denn ebenso eingehend und eifrig wie er mit Madame über den Serpent gesprochen, hat er sich von Herrn Godard über die Spargelzucht belehren lassen und sich dabei in der Vertilgung dieses Leckerbissens äußerst gewandt gezeigt.

Gerhard und Remy haben bei den jungen Mädchen und also auch in der Nähe des Herrn von Mortreuil und von Mademoiselle Helene gesessen. Die jungen Leute haben viel geplaudert, gescherzt und gelacht und eine gleich gute Meinung von einander bekommen.

Der alte Oberst wußte anfänglich mit dem deutschen Sänger nicht viel zu reden, doch bald kam das Gespräch auf den Gesang, auf französische Lieder, und endlich auf Béranger, den volksthümlichen Sänger, der so herrliche Lieder zum Preise der großen Armee gedichtet. Auf diesem Felde war Remy vollständig daheim, und dies zur größten Freude des alten Militairs, dem er dann hatte versprechen müssen, nach Tisch ein solches Lied, etwa: „Der fünfte Mai", oder: „Der alte Sergeant" zu singen.

Auch Luitger hat Erfolg gehabt.

Am andern Ende des Tisches hat der Zufall ihn neben einer älteren Dame placirt, welche

ziemlich taub war, doch die Leidenschaft hatte, in einemfort zu sprechen. Das ewige gutmüthige Lächeln des ehrlichen Cellisten, womit er Reden, welche durchaus nicht auf die seinigen paßten, begleitete und beantwortete, hatten ihm die Gunst der Dame im vollsten Maße zugewendet, welche dann in den Pausen ihren anderen Nachbarn einmal über das anderemal zugeflüstert, daß der deutsche Künstler ein ganz charmanter junger Mann sei.

Ganz besonders aber schien der Hausherr mit seinen ihm gleichsam vom Himmel oder — aus dem Bois de Boulogne zugefallenen Gästen zufrieden zu sein.

Herr von Auvent war, nach Allem zu schließen, ein rechter Lebemann, und die Gesellschaft, die er heute um sich sah, vielleicht nothgedrungen um sich sehen mußte, konnte ihm nicht allzu sehr behagen. So war er denn den deutschen Künstlern recht dankbar, daß diese ihm die Sorge für die Unterhaltung der ihm im Grunde wohl ziemlich gleichgiltigen Gäste — an deren guten Meinung ihm indessen viel gelegen zu sein schien — abgenommen hatten, und deßhalb bezeigte er sich auch recht freundlich und zuvorkommend gegen sie, was besonders für

Einen der jungen Leute von wichtigen Folgen sein sollte. —

Das Diner war vorüber, der Kaffee genossen; einige der Herren hatten ihre Cigarren in der abendlichen Frische des Gartens geraucht, während die Uebrigen bei den Damen auf der Terrasse geweilt und diese zu unterhalten versucht.

Der Salon war von den Bedienten rasch in Ordnung gebracht und Alles vorbereitet worden, um weitere Productionen der Künstler anzuhören, oder, um mich moderner auszudrücken, „ihre Darbringungen entgegenzunehmen.“

Die jungen Mädchen hatten denn auch nicht länger gezögert und ihren bisherigen Tischnachbar, Herrn Gerhard, schüchtern aufgefordert, den musikalischen Reigen zu eröffnen.

Gerhard war dazu bereit und spielte; seine Fertigkeit war nicht unbedeutend, doch nichts weniger als außergewöhnlich, und so ließ er sie denn auch wohlweislich nur in einem kurzen Vorspiel glänzen. Bald gingen die rauschenden Passagen, welche die Zuhörer schon in etwas zu blenden vermochten, in eine einfache, doch schöne melodische Pièce von Mendelssohn über, welche er mit Geschmack und mit Ausdruck wiedergab und die besonders den jungen Damen wie auch

Mademoiselle Helene, die gewiß sämmtlich das Clavier cultivirten, außerordentlich gefiel.

Hierauf versuchte Remy, der sich von Gerhard etwas in den Hintergrund gedrängt fühlte, das verlorene Terrain durch eine brillante Arie wieder zu erobern, was ihm auch durch seine schöne Stimme überraschend gut gelang.

Nun aber ließ sich Madame Balanchard nicht mehr halten; ihren kleinen Tischnachbar zog sie fast gewaltsam und mit lauten Anpreisungen des Genusses, den jetzt die Gesellschaft haben werde, zum Clavier.

Herr d'Appel werde die Geige ihres Seligen spielen, dessen kühnen Bogenstrich sie seit zehn Jahren habe entbehren müssen, so verkündete sie noch, und weiter, daß ihr Herz förmlich nach dem Augenblicke lechze, wo das kostbare Instrument unter den gewandten Händen eines Künstlers, der sie in jeder Hinsicht an ihren Seligen erinnere, neues Leben erhalten werde.

Die ganze Gesellschaft gerieth in laute Heiterkeit über den Eifer der beleibten Dame, und manche Neckereien mußte sich Madame Balanchard von ihren Nachbarn und Bekannten gefallen lassen, was die würdige Liebhaberin des

Pont d'Avignon indessen nicht im Mindesten beachtete.

Dappel hatte den citronengelben Kasten geöffnet und eine Geige war zum Vorschein gekommen, welche der Künstler auf den ersten Blick als ein ganz vortreffliches, ja seltenes Instrument erkannte, das sich aber in einem desolaten Zustande befand.

Zum Glück enthielt der Kasten noch einen kleinen Vorrath von Saiten, und Herr d'Appel erklärte seiner ihn immer fort drängenden Gönnerin recht trocken, daß er das Instrument erst in Ordnung bringen müsse, bevor er im Stande sei, zu spielen. Ein Anderer könne ja während der Zeit etwas vortragen, so meinte er ziemlich borstig.

Doch davon wollte Madame Balanchard nichts wissen.

— Es ist Clavier gespielt und gesungen worden, nun muß gegeigt werden; Alles nach der Reihe!

So rief sie und trieb zugleich ihr Opfer unbarmherzig an, seine Arbeit zu vollenden.

Dappel gab sich die erdenklichste Mühe; ein leichter Schweiß begann sogar unter seiner struppigen Hauptzier hervorzubringen, doch Alles

half nichts, das lang nicht gespielte Instrument war zu widerhaarig, die Saiten wollten nicht halten und immer wieder mußte er von vorne anfangen.

Das Gesicht Madame Balanchard's wurde zusehends länger und schon begann sie mitleidige Blicke auf den kleinen Geiger zu werfen, welcher so lange Zeit zu etwas brauchte, was ihr Seliger im Handumdrehen fertig gebracht. Dappel schien von Secunde zu Secunde in ihrer Achtung zu sinken und der arme Teufel war wirklich der Verzweiflung nahe. Wenn es nicht ein gar so kostbares Instrument gewesen, so hätte er es in seinem gerechten Zorne der dicken Madame Balanchard vor die Füße geworfen und wäre auf und davon gelaufen. Doch er bezähmte sich wohlweislich und hatte denn auch endlich das Vergnügen, seine Bemühungen mit Erfolg gekrönt zu sehen.

Nun begann er das Instrument zu stimmen.

Doch neue Hindernisse, neuer Aerger!

Am Clavier saß der blonde Walberg, und in dem Augenblicke, da Dappel die offenen Quinten strich, begann der Schalk am Clavier in einer B-Tonart und noch dazu in moll gar

lamentabel zu präludiren und scheinbar ohne alle Absicht.

Da riß dem Geiger aber die Geduld und mit erhobenem Instrument stürzte er auf den Vandalen los, um ihn niederzuschlagen. Doch schon erklang das „La", und anstatt den Bogen auf seinen neckischen Freund niederfallen zu lassen, ließ er ihn einen natürlicheren Weg gehen und alle seine Wuth an den rebellischen Quinten aus. Auch diese waren endlich rein und nun pflanzte sich der kleine Virtuose siegesgewiß vor dem Piano auf.

Nachdem er Walberg einige Worte zugeflüstert, begann er, das Rufen und Verlangen der Madame Balanchard nach dem Pont d'Avignon nicht im mindesten beachtend, eine seiner Bravourpiecen, eine Phantasie von Beriot, zu geigen.

Schon bei den ersten Tönen, der ersten Passage war es in der Gesellschaft still geworden und Alle horchten gespannt dem Spiele des Geigers, der wirklich talentvoll mit großer Fertigkeit und Ausdruck sein brillantes Concertstück weiterführte.

Besonders schien Madame Balanchard ergriffen von dem Ton des Instruments, das sie seit zehn Jahren nicht mehr gehört hatte, trotz=

dem es ihr etwas Anderes zu Gehör brachte, als den ver — nein, gewünschten Pont d'Avignon. Die Thränen standen der guten dicken Dame in den Augen, und die Hände in ihrem Schoß gefaltet haltend, flüsterte sie ergriffen:

— Wie mein Seliger! Ganz wie mein Seliger!

Doch Dappel sollte „mehr Glück in der Liebe, als im Spiel" haben, denn mitten in einer brillanten Passage — krack! — sprang die Quinte; das Concert war zu Ende und mit einem ingrimmig gemurmelten Fluch, der unter dem Gekicher seines schadenfrohen Freundes erstarb, mußte er die kostbare Geige hinlegen.

Allgemeines Bedauern wurde rege und Madame Balanchard, die förmlich weich geworden war, trat auf Dappel zu, als ob sie ihn an ihr gerührtes Herz drücken wollte. Doch drückte sie ihm einstweilen nur die Hand und sagte mit recht wehmüthigem Tone:

— So ging es auch meistens meinem Seligen. Auch er konnte kein Stück, selbst nicht den Pont d'Avignon, zu Ende bringen; mitten drinn mußte er aufhören, so sehr ich ihn auch ermunterte, fortzufahren. — Der arme Cheri!

Die Umstehenden lachten recht herzlich über

die sentimentale Stimmung der dicken Dame, und Dappel wußte seine Verlegenheit nicht besser zu verbergen, als daß er das Instrument nahm, sich in eine Ecke des Salons setzte und versuchte, es mit aller Ruhe in Ordnung zu bringen, seine Freunde und die übrige Gesellschaft vor der Hand im Stiche und ihrem Schicksal überlassend.

Doch nicht lange sollte er allein bleiben, denn langsam und leise war Madame Balanchard ihm näher getreten und hatte sich neben den unglücklichen Virtuosen gesetzt, nur um ihm zuzuschauen, wie er das Instrument ihres heimgegangenen Gatten wieder in Ordnung bringe.

Es half nichts, diese Gesellschaft mußte der kleine Künstler sich gefallen lassen, und Monsieur d'Appel that dies denn auch mit einem besseren Humor, als man wohl hätte erwarten dürfen.

Wo aber in aller Welt war der lächelnde Luitger, wo der lange Hold geblieben?

So fragten sich die Freunde, denn im Salon befanden sich die Vermißten nicht.

Endlich erfuhren sie, daß die Beiden in Begleitung eines Bedienten das Haus verlassen hatten.

— Sie haben vielleicht dem Kalbsbraten nebenan einen Besuch gemacht, meinte Remy lächelnd zu Walberg.

— Oder Luitger ist nach der Rue des Martyrs gelaufen, um seinen Baß zu holen.

Da zwei der Musiker fehlten, so konnte kein vollstimmiges Lied gesungen werden, und der alte Oberst von Mortreuil erinnerte Herrn Remy an sein ihm gegebenes Versprechen, eines der patriotischen Lieder von Béranger zu singen.

Sofort trat der junge Sänger zum Clavier und, von Walberg begleitet, sang er Béranger's tief empfundenes Lied vom „fünften Mai" (1821) in kräftiger, volksthümlicher Weise.

Das Lied singt von einem französischen Krieger, welcher aus der Verbannung heimkehrt und am Todestage Napoleon's auf einem spanischen Schiff bei St. Helena vorübersegelt.

Sein Refrain:

„Armer Soldat, mein Frankreich seh' ich wieder,
Und eines Sohnes Hand mein Auge schließt!"

reiht sich trefflich der in jeder Strophe angedeuteten Situation an und kann, gut vorgetragen, nicht verfehlen, besonders auf einen alten Soldaten einen tiefen Eindruck zu machen.

Dies war auch hier der Fall.

Remy, der im Volke gelebt hatte, besaß eine ganz besondere Gabe, dergleichen Lieder mit richtigem Ausdruck vorzutragen.

Doch während die Gesellschaft Lied und Vortrag hübsch fand, war der alte Herr von Mortreuil tief ergriffen.

Auch in seine alten Augen waren Thränen getreten — wie vor einer Weile in die jungen schönen Augen Helenens — und beredt drückte er dem Sänger als Dank die Hand.

Gerhard hatte während der Zeit mit Mademoiselle Helene und der stillen Madame Laurent die vorhandene Claviermusik gemustert und manche Piecen gefunden, die er kannte.

Von Helenen gebeten, spielte er nun eine Sonate von Mozart, welche das junge Mädchen ganz außerordentlich zu interessiren schien, während die übrige Gesellschaft sich ziemlich geräuschvoll unterhielt, wodurch der Gruppe am Clavier volle Gelegenheit gegeben wurde, nach Beendigung des Musikstückes ungehindert plaudern zu können.

Diese gewiß angenehme Conversation wurde indessen plötzlich durch tiefe brummende Töne unterbrochen, in welche sich sofort die hellen Quinten der Geige mischten.

Dappel hatte endlich — und wahrscheinlich mit Hilfe der Madame Balanchard — das Instrument wieder in Ordnung gebracht und Luitger — einen Baß gefunden, wenn auch nicht in der Rue de Martyrs, doch beim Pfarrer von Auteuil, der das Instrument, wie er von einem der Bedienten erfahren hatte, spielte.

Sofort setzten sich die Musiker an's Clavier — Walberg hatte schon die Stelle Gerhard's eingenommen — und nach kurzer Besprechung zwischen den Künstlern begannen diese das Andante eines Beethoven'schen Trios zu executiren.

Die Gesellschaft, eine außergewöhnliche Production ahnend, war näher getreten, und ein allgemeines freudiges Staunen erfolgte, als die drei Instrumente nun in ihren verschiedenen Klangfarben ertönten, noch dazu ein Musikstück wiedergebend, das, wenn auch „classisch", doch jedes Ohr erfreuen mußte.

Die meisten der Honoratioren von Auteuil hatten wohl noch nie derartige Kammermusik gehört, und ihr Staunen war gleich dem Vergnügen, das sie empfanden.

Herr von Auvent, welcher sich am entferntesten von den Spielern hielt, horchte auch recht wohlgefällig und schien dabei äußerst erfreut

zu sein, daß seine Gäste sich so gut unterhielten.

Als das Musikstück zu Ende, der Beifall verklungen war, unterließ er es nicht, in Aller Namen und in wohlgesetzter Rede den Künstlern für ihre Bereitwilligkeit und herrlichen Leistungen zu danken.

In diesem Augenblicke erschien Hold in dem Kreise, der sich um das Clavier gebildet hatte.

Er trug einen Gegenstand von höchst sonderbarer Form.

Es war ein großes Instrument, mit schwarzem Leder überzogen, gewunden wie eine Schlange und mit einem kupfernen Mundstück versehen.

— Der Serpent! Der Serpent! schrie plötzlich Madame Godard mit lautem Freudenschrei auf, und genau in dem Augenblicke, da Madame Balanchard ihren Geiger abermals auffordern wollte, endlich die so sehnlichst und allgemein gewünschte Ronde zu spielen.

Es war in der That ein wirklicher und wahrhaftiger Serpent, eine Art von Fagott, das in den französischen Kirchen gebraucht wurde, um den Gesang zu unterstützen.

Hold hatte schon bei dem Diner den Entschluß gefaßt, Madame Godard zu überraschen.

Obgleich er nie im Leben einen Serpent an die Lippen gebracht, war ihm doch die Handhabung der Posaune, des Fagotts und anderer Blasinstrumente nicht fremd, er sogar ein angehender Virtuose auf dem Piston, und so war er denn nach dem ersten Gesange wohlgemuth an's Werk und dem Ungeheuer zu Leibe gegangen. Von dem Bedienten mit Luitger bei dem Pfarrer von Auteuil eingeführt, hatte er sich des Kirchen-Serpents bemächtigen dürfen, und einige Versuche zeigten ihm, daß er schon im Stande sei, allerlei Liedlein und Melodeien auf dem alten originellen Instrumente vorzutragen.

Seinen Eintritt in die Gesellschaft hatte er wohlweislich aufgeschoben bis nach dem Trio, denn wenn der Serpent einmal erklungen sein würde, war es aus mit aller sonstigen Musik, und höchstens hätte noch der Pont d'Avignon der Madame Balanchard zur Aufführung gelangen können.

Madame Godard war nicht mehr zu halten; Hold mußte an's Clavier. Flüchtige Rücksprache nahm er mit Walberg, und nachdem Letzterer ein recht zopfiges Präludium hatte hören lassen, setzte der lange musikalische Tausendkünstler das

gewaltige Instrument an den Mund und begann zu blasen.

Beim ersten Ton, der laut wurde, wurde die ganze Gesellschaft ebenfalls laut, und helles lustiges Lachen ertönte von Alt und Jung, denn der Gesang des ledernen Instruments war zu drollig, und sein Bläser, wie er in seiner langen Figur dastand und den Serpent mit Gefühl handhabte, hatte etwas Urkomisches, das den ärgsten Hypochonder zum Lachen bringen mußte.

Madame Godard war anfänglich recht entrüstet über diese Heiterkeit, welche ihr eine Sünde gegen ihr Lieblingsinstrument dünken mochte. Doch schließlich klärte sich ihr Antlitz wieder auf — sie mußte sogar im Verein mit den Uebrigen lachen, denn der Bläser schien seine höchst lamentable Melodei nur an sie zu richten.

Er schaute sic zugleich mit seinen großen Augen so gefühlvoll an, während seine Backen sich furchtbar aufblähen mußten, um den nöthigen Wind für den gewaltigen Leib des Serpents zu finden, daß die allgemeine Heiterkeit immer größer wurde, besonders als nun die hohen, überaus kläglich und herzbrechend lautenden Töne in das allertiefste Brummen übergingen.

Auch Hold konnte endlich seine Ruhe nicht

mehr behaupten, er mußte mitlachen und — das Serpent-Concert war zu Ende.

Da die Heiterkeit in dem Kreise einen ungewöhnlichen Grad erreicht hatte, konnte es nicht fehlen, daß von verschiedenen Seiten das Wort „Tanz" laut wurde; zuerst hörte man es nur flüsternd, dann schon lauter, und endlich machte sich der Hausherr zum Dolmetsch der herrschenden Ansichten und Gefühle.

Nun war Hold in seinem Element.

An das Clavier flog er und begann das Schönste und Neueste seines Ball-Repertoires zu spielen.

Das war eine Clavier-Tanzmusik, wie sie die Damen und Herren von Auteuil wohl noch nie vernommen, und Alles tanzte bunt und heiter durcheinander: Remy mit Madame Godard und Herr von Mortreuil mit Mademoiselle Helene, Gerhard mit deren Freundin und Herr von Auvent mit der jungen koketten Dame, die er zu Tisch geführt.

Madame Balanchard hatte Dappel engagirt, obgleich der Künstler, dem der Tanz äußerst widerhaarig war und der demnach noch nie getanzt hatte, dieses seiner Dame laut erklärte.

Madame Balanchard aber meinte, das würde

sich schon geben; auch ihr Seliger habe es anfänglich ihrer Heirath nicht gekonnt, aber sie habe ihm die Kunst schon beigebracht, und endlich sei er darin ein großer Virtuose geworden wie auf der Geige, und das könne Monsieur d'Appel auch noch werden.

So verging Stunde um Stunde und endlich war Mitternacht da und es Zeit, aufzubrechen.

Noch bei keinem der jährlichen Diners hatten die Nachbarn des Herrn von Auvent, sowie dieser selbst sich so gut unterhalten, und das verdankten sie den deutschen Künstlern.

Von allen Seiten wurde ihnen dieses mit der größten Offenheit und Herzlichkeit gesagt, und Herr von Auvent lud die Herren ein, doch ja recht oft sein kleines Landhaus in Auteuil mit ihrer Gegenwart beehren zu wollen.

Doch noch allerlei Erorberungen hatten die Musiker gemacht und ein Jeder von ihnen erhielt noch ganz besondere Einladungen.

Daß Madame Balanchard Herrn d'Appel bat, sie ja in ihrer Wohnung zu besuchen, um ihr den Pont d'Avignon vorzugeigen, verstand sich von selbst, und der kleine Künstler neigte geschmeichelt und zustimmend sein borstiges Haupt, sich fest vornehmend, bei einer dem-

nächstigen Handhabung der kostbaren Geige der Madame Balanchard im Vortrag nicht stecken zu bleiben, wie dies ihrem armen Seligen so oft passirt war.

Hold wurde von Herrn und Madame Godard gleich freundlich und dringend gebeten, sie zu besuchen; seine Karte mußte er abgeben, damit er auf alle Fälle zu finden sei.

Eine gleiche Einladung wurde Remy von Seite des alten Herrn von Mortreuil.

Auch Walberg hatte eine Familie mit mehreren Töchtern kennen gelernt, deren Haupt ihn gebeten, sein Haus zu besuchen, seine Kinder zu prüfen und dann mit dem Vater zu überlegen, was weiter zu deren musikalischer Ausbildung vonnöthen wäre.

Bei all diesen Einladungen war Luitger zugegen und mit lächelnder Miene betrachtete er sie als auch an ihn gerichtet, und acceptirend neigte er immerfort sein würdiges Haupt.

Während solche Verabredungen vor dem Abschiede erfolgten, hatte Herr von Auvent Gerhard beiseite gezogen und im Beisein der stillen bleichen Frau Folgendes zu dem jungen Manne gesagt:

— Madame Laurent, die Gesellschafterin meiner Tochter Helene, hat mich darauf auf-

merksam gemacht, daß mein Kind noch füglich einige Clavierstunden nehmen müsse, und ich wollte Sie fragen, Herr Gerhard, ob Sie nicht abgeneigt wären, solchen Unterricht zu übernehmen?

Gerhard erröthete tief und eine Verbeugung beantwortete die Frage, wie sie auch glücklich seine Verwirrung verbarg.

— Da ich Geschäfte rasch und bestimmt abzumachen liebe, so theile ich Ihnen mit, daß ich dem letzten Lehrer Helenens — er nannte einen berühmten Namen — die Stunde mit zehn Francs honorirte. Ist Ihnen die Summe genehm, so wird es mich freuen, wenn Sie Nachmittags, zu einer Stunde, die Ihnen gelegen ist und die Sie mit Madame Laurent besprechen können, hieherkommen wollten, um mit Helenen zu musiciren.

So ruhig als es Gerhard nur möglich war, nahm er das Anerbieten dankbar an, worauf Herr von Auvent seine Tochter rief und ihr die Verabredung mittheilte.

Die beiden jungen Leute mußten sich recht zusammennehmen, um das Vergnügen, welches diese Abmachung ihnen verursachte, vor dem Vater zu verbergen, und nur wenige Worte

wurden bezüglich des Unterrichts und zum Abschied zwischen ihnen gewechselt.

Madame Laurent aber lächelte recht zufrieden und drückte dem jungen Lehrer herzlich die Hand, zugleich die Hoffnung aussprechend, ihn recht bald wiederzusehen.

Herr von Auvent hatte sich wieder zu den Künstlern gewendet und ihnen mitgetheilt, daß er seine Equipage habe vorfahren lassen und dem Kutscher die Weisung gegeben, die Herren entweder an ihre Wohnungen, oder an einen Ort zu bringen, von wo aus sie solche leicht zu erreichen vermochten.

Dann drückte er einem Jeden nochmals die Hand, dankte für den gehabten Genuß und entließ sie mit einem:

— Auf Wiedersehen!

In der reichen Equipage des Hausherrn fuhren die Freunde, wenn auch ein wenig zusammengepreßt, doch äußerst froh und wohlgemuth heimwärts. Von den feurigen Pferden gezogen, flog das prächtige Gefährt die Straße von Versailles, das Ufer der Seine entlang, und in einer halben Stunde schon war die Madeleine, der Boulevard erreicht. In der Nähe der Faubourg Montmartre ließen sie den

Kutscher halten und stiegen aus, weil hier ihre Wege sich trennten. Gerhard hatte unterwegs von Luitger das blanke Fünffrancsstück gegen seine kleine Münze umgewechselt und näherte sich nun dem Kutscher, um diesem das Geldstück als Trinkgeld zu geben.

Der Kutscher, welcher die Bewegung des jungen Mannes gesehen hatte, mußte wohl etwas wie Mitleid, vielleicht gar eine Art von Verachtung mit dem Thun des Künstlers empfinden, denn er machte durchaus keine Miene, die Hand auszustrecken, um die gewiß ärmliche Gabe in Empfang zu nehmen.

Als Gerhard ihm aber das Geld offen hinhielt, der vornehme Rosselenker das große Silberstück in der klaren Sommernacht erglänzen sah, da bekam er eine ganz andere Meinung von den Leuten, die er hatte fahren müssen, und ganz besonders von dem Clavierspieler, und mit einer unterwürfigen Bewegung des Dankes, als ob in diesem Augenblicke ein Marquis ihm ein Trinkgeld gereicht, nahm er das Fünffrancsstück an und steckte es in die Tasche.

— In der That, ein charmanter junger Mann, sagte er zu sich selbst, als er nun seine Pferde zu rascher Rückfahrt antrieb.

Die Künstler aber trennten sich und gingen heim, froh und zufrieden mit dem so schön und angenehm verbrachten Tage, der für die Meisten von ihnen wichtige Folgen haben sollte, Allen aber ganz gewiß eine frohe Erinnerung gewähren wird.

Auf dem Nachhausewege sagte Remy zu seinem Freunde Gerhard:

— Dein Freund und Gönner Zufall ist Dir diesmal recht günstig gewesen. Eine Zehnfrancs-Stunde für den Anfang ist wahrlich keine Kleinigkeit.

— Was liegt mir daran?! Ich darf das hübsche liebe Mädchen, Mademoiselle Helene, wiedersehen, und das ist mir mehr werth, als alles Uebrige.

— Warum hast Du Dich denn nur Gerhard genannt, als Herr von Auvent Dich fragte, wie Du heißt? Willst Du wirklich Deinen Namen wechseln?

— Jetzt bin ich entschlossen dazu, und ich werde mich von nun an immer und nur Gerhard nennen. Warum ich es aber schon gethan, da Herr von Auvent mich fragte, weiß ich mir selbst nicht recht zu erklären. Der Ton seiner Frage, der Blick, mit dem er mich dabei anschaute, be-

rührten mich eigenthümlich — unangenehm. Ich empfand ein Bangen und vermochte nicht, ihm meinen Familiennamen zu nennen; er blieb mir schier im Munde stecken. Ich dachte an — Mancherlei und nannte mich Gerhard. So will ich fortan heißen, wer weiß, wozu es gut ist.

Zwölftes Capitel.

Das Doppel-Porträt.

Früh am anderen Morgen hatte Remy eine kurze, doch ernste Unterredung mit seinem Freunde Friedel.

Er zeigte ihm nämlich an, daß er mit Gerhard, sobald dieser sein Miethverhältniß im Hause gelöst, nach der Rue des Martyrs und zu seinen Freunden, den Musikern, ziehen würde; er dankte dem Freunde für Alles, was er für ihn gethan, drückte ihm mit warmen und wirklich empfundenen Worten aus, wie schwer ihm der Abschied ankomme, und bat ihn schließlich, ihm auch ferner im Leben ein guter lieber Freund zu bleiben.

Der gute Friedel war recht weich geworden; er liebte seinen leichtfertigen, doch im Grunde

braven Freund von ganzem Herzen und hatte immer gerne für ihn gethan, was er nur gekonnt.

Schon längst hatte er eine solche Trennung vorausgesehen, denn er fühlte, daß ein Handwerker mit seinem regelmäßigen Tagewerk und ein im Grunde nichts thuender Künstler es auf die Dauer nicht bei einander aushalten würden.

Einer mußte Anstoß an dem Andern nehmen, und so war es ihm im Grunde denn auch wieder lieb, daß die Trennung auf eine solche und für Remy angenehme Weise vor sich gehen sollte.

Er sagte dies Alles offen und ehrlich seinem Freunde, wünschte ihm von ganzem Herzen Glück zu seinem Vorhaben und fernerem Leben, obwohl er dabei einige Seufzer nicht zu unterdrücken vermochte und den kräftigen, blühenden jungen Mann mit besorgten Blicken anschaute; sagte ihm ferner nochmals, daß er stets sein Freund bleiben und Remy immer und zu allen Zeiten bei ihm Rath und Hilfe finden würde.

Dann nahm er Abschied von ihm und verließ das Haus, um an seine tägliche Arbeit zu gehen.

Auf der Treppe begnete er seiner Nachbarin Annette und theilte ihr mit, daß sein bisheriger Stubencamerad ihn wohl bald verlassen werde.

Das Mädchen hätte vor Lust und Entzücken aufjauchzen mögen, doch ein Blick in das recht traurig dreinschauende Antlitz Friedel's bannte sofort ihre gerechte Freude, und ohne sie verrathen zu haben, stieg sie zu ihrem Dachstübchen empor, in ihrem Köpfchen sich allerlei Schönes und Angenehmes zurechtlegend und sich die Zukunft recht hübsch und rosig ausmalend.

Eine Stunde später hatte Gerhard ebenfalls eine recht ernste Unterredung mit Herrn Merlüche, dem langen Portier, den er zu sich in seine Wohnung beschieden.

Der junge Mann kündigte ihm an, daß er ausziehen wolle — ausziehen müsse, da er außer Stande sei, das Appartement, welches vierhundert Francs koste, zu bezahlen.

Der Portier, dessen Höflichkeit von Stockwerk zu Stockwerk abnahm, um, in der Mansarde angelangt, sich gelegentlich in Grobheit zu verwandeln, war dem jungen Manne, der ihn oft sehr anständig beschenkt hatte, recht gewogen und versprach das Seinige zu thun, damit der Wunsch des Herrn Elsen sich erfüllen könne.

Da der Miethvertrag halbjährig war, so hätte Gerhard fast noch zwei Quartale bezahlen müssen, doch gelang es dem Portier, das Appartement früher, vielleicht sogar sofort zu vermiethen, so stand dem Auszug nichts im Wege, da für die Dauer des laufenden Monats die Miethe bezahlt war.

Diese Angelegenheit so weit geordnet, verließ Gerhard mit Remy das Haus.

Beide begaben sich zuerst zu einer dem Sänger und seinen Freunden wohlbekannten Laitière, um dort ein kleines Frühstück einzunehmen, dann nach den Mansarden der Rue des Martyrs.

Remy hatte Mancherlei und Wichtiges mit Hold zu reden, denn nicht vergaß er das Agapita gegebene Versprechen, welches er mit Hilfe Hold's und der übrigen Musiker zu lösen gedachte, und zwar auf eine ebenso originelle als lustige Weise.

Die beiden jungen Leute hatten kaum das Haus der Rue Rambuteau verlassen, als der Portier die den Pariser Flaneurs und Logissuchenden wohlbekannte weiße Tafel mit der weithin leuchtenden Aufschrift: „Appartement à louer“ über der Eingangsthür befestigte, für den jungen Mann, dem er wohlwollte, wie für

sich selbst — da von Jenem nichts mehr zu erwarten stand — hoffend und zugleich wünschend, daß sich recht bald ein Miether, und zwar ein guter, für die kleine Wohnung des fünften Stockwerks finden möge.

Mittag war vorüber, das Getreibe, Rufen und Lärmen in der Straße Rambuteau hatte wohl seinen Höhepunkt erreicht; die Straße selbst war voll Fuhrwerke aller Art, wie die Trottoirs voll Fußgänger, die sich drängten und kreuzten, einander auswichen und auch oftmals wieder einander stießen.

Da bog langsam und in phlegmatischer Ruhe der Fremde, den wir einen Augenblick in dem Kaffeehause gesehen, als der Zufall Remy mit seinem Freunde Elsen zusammengeführt, aus einer Seitenstraße kommend, in die Rue Rambuteau ein.

Er war ebenso leicht, selbst nachlässig gekleidet, wie damals, und seine ganze Erscheinung kündete unverkennbar den reichen Sonderling an.

Langsam schreitet er die Häuserreihe entlang und in der Richtung nach dem Hause 115.

Einen Blick wirft er in das Kaffeehaus, und ohne die tiefe Verbeugung des Garçons, dessen

einladendes Beiseitetreten zu beachten, geht er vorüber.

Nach einer kleinen Weile ist er bei dem Hause, welches die drei Freunde beherbergt, angelangt; sein Auge trifft die Anzeige, welche den Vorübergehenden kündet, daß hier eine Wohnung zu vermiethen ist.

Einen Augenblick hemmt der Fremde den Schritt und betrachtet die ausgehängte Tafel, liest die wenigen Worte, welche sie enthält, dann schreitet er weiter, langsam, in phlegmatischer Weise wie bisher.

Nur noch wenige Schritte ist der Fremde gegangen, als er plötzlich innehält, einen Augenblick wie sinnend stehen bleibt, dann wendet er sich und kehrt auf seinem Wege zurück bis an das Haus mit der Tafel.

Er tritt hinein und auf die Loge des Portiers zu, welcher die sich ihm nahende fremdartige Gestalt mit staunenden Blicken mustert.

— Im Hause ist ein Appartement zu vermiethen, wie ich da draußen gelesen, sagte er mit einem Accent, der dem Portier sofort den Engländer verräth, während die stolzen Manieren ihm den größtmöglichsten Respect einflößen, was sich

in einem sehr höflichen Abnehmen der Mütze kundgiebt.

— Aufzuwarten, und wenn der Herr es in Augenschein nehmen will — es ist eine sehr hübsche Wohnung: Salon, Speise- und Schlafzimmer, Vorsaal und Küche, und nicht theuer.

— Wo ist es gelegen?

— Nur fünf kleine Treppen hoch, antwortete Merlüche etwas zaghaft auf diese Frage.

Doch das schien den Fremden nicht zu berühren, denn mit größter Gleichgiltigkeit fragte er weiter:

— Wer hat es bis jetzt bewohnt?

Der Portier schaute auf, eine solche Frage war nicht üblich.

Doch was kümmerte ihn dies?

Er hatte keinen Grund, den bisherigen Miether zu verleugnen, und deshalb antwortete er:

— Ein junger Mann, ein armer Teufel, der kein Glück in seiner bisherigen Carrière gehabt und nun eine andere, kleinere Wohnung beziehen, wohl auch eine andere Beschäftigung sich suchen wird.

— Er heißt? fragte der Fremde, schon etwas ungeduldig.

— Herr Elsen ist sein Name.

— Kann ich das Appartement sehen? Oder ist Herr Elsen vielleicht zu Hause?

— Er ist ausgegangen und ich habe seinen Schlüssel.

— So gehen Sie voran; und hier vorläufig eine Kleinigkeit für Ihre Mühe.

Dabei hatte er dem auf's Freudigste erstaunenden Portier ein Fünffrancsstück auf den Tisch gelegt.

Wie sprang der hagere Haus-Cerberus Merlüche, die Mütze in der Hand, die fünf Treppen hinauf, in einem fort in den fremden, so generösen Herrn hineinsprechend, ihm die Vortrefflichkeit der Treppen, des Hauses, der Appartements und des armen jungen Mannes, der es bisher bewohnt, in tollem Durcheinander anpreisend, daß der Fremde endlich ungeduldig wurde und ziemlich barsch sagte:

— Stille, ich werde fragen und dann antworten Sie.

Merlüche machte eine Grimasse, doch verschluckte er seinen Aerger, wobei er sich jedoch nicht enthalten konnte, zu murmeln:

— Ein echter — grober Engländer! Wenn er mir keine fünf Francs gegeben hätte, dann —

Der Schluß des Satzes unterblieb durch den

Umstand, daß Beide auf dem Flur von Gerhard's Wohnung angelangt waren.

Der Portier öffnete und der Fremde trat ein.

Der Vorsaal enthielt außer einem kleinen Kleiderschrank nichts mehr an Möbeln.

Eine Thür öffnete der noch immer gleich diensteifrige, doch vollständig stumm gewordene Merlüche und in den „Salon", das Wohnzimmer Gerhard's, schritt der Fremde.

Es war ein kleiner, recht hübscher Raum, doch auch schon ziemlich kahl. Eine Commode, über derselben ein Spiegel in Goldrahmen, ein Sopha und ein hübsches Tafelclavier mit einem kleinen Drehstuhl war so ziemlich Alles, was er enthielt. Tisch, Stühle und Vorhänge, sowie die sonstigen Ausschmückungen eines Zimmers waren verschwunden.

Doch nein! Ueber dem Sopha hing noch ein kleines Bild in einem einfachen Rahmen.

Es war ein Doppel-Porträt und stellte eine Frau in mittleren Jahren dar, die Spuren von Schönheit, doch auch von tiefer Trauer zeigte, und ein junges Mädchen von etwa fünfzehn Jahren, das ebenfalls recht schwermüthig den Beschauer anblickte.

Das Bild war in Wasserfarben, leicht, doch

frisch gemalt und recht lebendig traten die beiden Köpfe aus ihm hervor.

Der Fremde bemerkte das Bild anfänglich nicht. Er schaute ziemlich finster in dem halbausgeräumten Gemach umher; dann traf sein Auge die Stelle über dem Sopha und eine plötzliche Bewegung ging in ihm vor, die zu unterdrücken er sich Mühe zu geben schien.

Einen Augenblick starrte er das unscheinbare Bildchen an, dann trat er langsam näher und ließ sich auf das Sopha nieder, doch so, daß sein Auge den Gegenstand, der ihn so eigenthümlich berührt haben mußte, streifen konnte.

Der Portier hatte die seltsame Erregung des fremden Herrn nicht bemerkt.

Mit der Schürze wischte er instinctmäßig den Staub von der Commode, und da der Fremde eine lange Weile stumm blieb, ihm, Merlüche, aber das Sprechen verboten war, so fuhr er in dieser passenden Obliegenheit fort, bis endlich einige Worte des fremden Herrn ihm Sprache und damit auch das Leben wiedergaben.

— Was kostet das Appartement?

— Wie, Herr, ohne es vollständig gesehen zu haben, wollen Sie —

— Was kostet es?

— Ein echter Engländer! dachte der Portier. Dann sagte er:

— Fünfhundert Francs, mit halbjähriger Vorausbezahlung.

Der Schlaue hatte dem Augenblick und dem seltenen Menschen Rechnung getragen und den Miethpreis rasch um hundert Francs erhöht, natürlich zugleich in der Hoffnung auf eine entsprechende Belohnung von Seite des Hausbesitzers.

Statt aller Antwort zog der Fremde eine Brieftasche hervor, öffnete sie und nahm einige kleine buntgedruckte Blättchen heraus, die er mit möglichster Gleichgiltigkeit dem Portier hinhielt.

— Nehmen Sie! sagte er endlich. Es sind zweihundertfünfzig Francs in Bankbillets und hier ist noch ein Goldstück für Sie. Das Logis gefällt mir — und Sie gefallen mir auch nicht übel; wir werden uns schon vertragen. Aber nun gehen Sie hinunter und entfernen Sie sofort die Aushängetafel; Sie können mir auch die Quittung über bezahlte halbjährige Miethe ausstellen. Ich werde noch einen Augenblick hier verweilen, mir meine neue Wohnung

etwas näher ansehen, dann zu Ihnen hinunterkommen. Sie brauchen sich also nicht mehr heraufzubemühen, den Schlüssel werde ich Ihnen bringen.

Nun winkte er mit der Hand, dem über das empfangene Goldstück vor Freude schier zappelnden Merlüche allen Dank vom Munde abschneidend, wie ihn auch zugleich hinausweisend.

Zwar zweifelte der Hauswächter einen Augenblick, ob er den fremden Herrn so ganz allein in dem Zimmer, welches der junge Elsen noch immer bewohnte, lassen dürfe, doch was konnte es schaden? Ein Spitzbube war dieser Mann auf keinen Fall, und dann — gab es zum Ueberfluß auch nichts mehr zu stehlen.

Merlüche empfahl sich daher, auf seinem kurzen Rückzuge so viele Verbeugungen als möglich anbringend, welche seinen Dank und seine Dienstwilligkeit ausdrücken sollten, und der sonderbare Fremde war endlich allein in den kleinen, traurig-kahlen Räumen.

Einen Augenblick blieb er in seiner früheren Stellung auf dem Sopha sitzen, den verhallenden Tritten des rasch die Treppe niedersteigenden Portiers horchend, dann aber ging eine plötz-

liche und gewaltsame Veränderung mit dem Manne vor.

Sein dunkles Gesicht belebte sich und erhielt eine erhöhte Farbe, sein Auge schien feucht zu werden und die Brust hob und senkte sich immer rascher. Nun wendete er den Kopf nach dem Doppel-Porträt hin, und die Arme darnach ausstreckend brach er plötzlich in ein leises, doch ergreifendes Weinen aus, das er wohl nicht im Stande gewesen, zurückzuhalten und zu unterdrücken. Seine Lippen bewegten sich, als ob sie nach Worten ringen wollten, und die gefalteten Hände, die weinenden Augen mit schmerzlich-liebevollem Ausdruck nach dem Bilde gerichtet, stammelte er endlich:

— Elisabeth! — Arme — arme Bertha

Dann barg er sein Haupt in das Polster des Sophas, wohl um ungehindert sich einem Schmerz hinzugeben, der den starken Mann tief und gewaltig erfaßt haben mußte.

Eine lange Weile blieb er also, doch immer schwächer ertönte das Weinen des Mannes in dem stillen Raume und vor dem Bilde der beiden Frauen, welche gleich traurig auf ihn niederzuschauen schienen. Endlich verstummte es; doch mußte der Fremde noch immer nicht Herr

über seine Aufregung geworden sein, denn das Haupt erhob er nicht aus den Kissen, in die er es begraben. Ruhiger war er geworden, doch Sonderbares mußte in ihm vorgegangen sein, denn als er endlich aufstand, zeigte sein Gesicht nichts, das an die Aufregung von vorhin hätte erinnern können.

Ernst, fast finster blickte sein Auge, und nun hob er mit rascher Bewegung und stolz das Haupt. Noch einmal traf sein Blick das Bild, doch mit ganz anderem Ausdruck denn vorhin. Dann wendete er sich zum Gehen.

Es mußte eine vollständige Umwandlung seines Fühlens und Denkens stattgefunden haben; das, was ihn soeben noch mächtig ergriffen, schien ihn jetzt abzustoßen.

An der Thür hielt er inne; noch einmal wendete er den Kopf, etwas wie Mitleid drückten seine Züge aus, als er das Auge noch einmal flüchtig durch den halb kahlen Raum schweifen ließ. Dann griff er plötzlich in die Brusttasche, zog sein Portefeuille hervor, blätterte, ordnete darinnen, und nachdem er einen Theil des Inhalts wieder zu sich gesteckt, warf er es mit gleichgiltiger Miene auf das Sopha

und auf die Stelle unter dem Bilde, wo er gesessen.

Dann verließ er rasch das Zimmer, die Wohnung.

Unten angekommen, lieferte er dem Portier den Schlüssel ab und steckte die Quittung, welche ihm dieser in größter Devotion überreicht, zu sich.

Dann bedeutete er Merlüche, welcher den neuen und gewiß übermäßig reichen Hausbewohner mit gekrümmtem Rücken und die Mütze in der Hand bis an die Straßenthüre begleitete, mit dürren Worten, daß er später, vielleicht schon in einigen Tagen wiederkehren werde, um Weiteres, seine neue Wohnung betreffend, anzuordnen, worauf er das Haus verließ und bald im Gewühl des Straßenlebens den Blicken des ihm recht neugierig Nachschauenden entschwunden war.

— Ein Engländer — ein Narr ist er, aber auf jeden Fall ein reicher, und was noch mehr sagen will, ein generöser! murmelte Merlüche, zu seiner Loge zurückkehrend; und sich vergnügt die Hände reibend, setzte er noch recht verschmitzt hinzu:

— Das Logis wird mir noch mehr eintragen,

denn für sich hat er es nicht gemiethet. Das mag er einem Andern weißmachen — hehe! — aber nicht mir, einem Geriebenen! Merlüche kennt seine Leute!

Ende des ersten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg a. S.

Pasqué, Ernst,

Drei Gesellen eine heitere und eine ernste Erzählung

Bd.: 1

Jena 1869